Herman Schmid's

Gesammelte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Zehnter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1874.

Der

Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

Von

Herman Schmid.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1874.

Der
Kanzler von Tirol.

Erstes Kapitel.

Porta Claudia.

Das einsame, zwischen steilen Felswänden eingezwängte Scharnitz-Thal war ungewöhnlich laut und belebt. Wo sonst nichts zu sehen war, als ein einzelner Gemsjäger oder ein Köhler, der im schweren Rückenkorbe seine Kohlen vertrug, da drängte sich eine frohe Menge Volks in allen Anzügen des trachtenreichen Tirols durch einander. Wo sich sonst nichts hören ließ, als der heisere Ruf des Jochgeiers, der über den Karbendel hinstrich, oder die kleine Glocke des Scharnitzer Kirchleins, da schollen plaudernde und lachende Stimmen, dazwischen das Rollen von immer neu ankommenden Wagen und die Töne beginnender ländlicher Musik.

Besonders an einer Stelle hatte sich Leben und Fröhlichkeit zusammengedrängt. Ein leichter offener Schupfen, aus Brettern zusammengeschlagen, war mit Reisig und jungen Tannen bedeckt und geschmückt; darunter hatte der kluge Wirth von Seefeld eine wandernde Schenke eingerichtet und war mit einigen Fässern Rothwein heraufgekommen. Der reichliche Zuspruch zeigte, daß er sich in seinen Erwartungen nicht betrogen hatte; zwei Fässer waren schon geleert und zur Seite gekollert, und auch das dritte fing an, seinen Inhalt etwas mattherzig auszuspenden. Der Wirth, eine große Gestalt mit stämmigen Nacken und breiter Brust, stand in dem Schupfen und blickte mit Besorgniß bald auf seinen schwindenden Vorrath, bald auf

die Schaar der Gäste, die, auf Bänken und allerlei, vom Bedürfniß erfundenen Sitzen in der Runde gelagert, noch lange nicht befriedigt schien und immer durch neue Ankömmlinge verstärkt wurde.

Diesem fröhlichen Treiben gegenüber stiegen hoch und steil die marmornen Bastionen der Scharnitzer Klause empor, ein gewaltiges Gebäude mit Thürmen und Wällen, das, sich an die seitwärts vorbeirauschende Isar anlehnend, das ganze Thal absperrte und nach innen wie nach außen unzugänglich machte. Aus den Schießscharten blinkten Kanonenrohre hervor, und über den Brustwehren blitzten die Gewehre und Helme der Besatzung. Die Wände aber, wie alle Wälle und das Thor waren heute mit Kränzen geschmückt; mächtige Tannen waren an passenden Stellen zum Schmucke angebracht, und darüber von der höchsten Zinne flatterte, ebenfalls bekränzt, die Landesfahne von Tirol, roth und weiß, mit dem rothen gekrönten Adler im Herzschilde.

„Was meinst, Schildhofer," wendete sich der Wirth jetzt an einen Mann, der an der Ecke des Schupfens stand und, das Weinglas in der Hand, nachdenklich in das Getreibe hineinsah. „Was meinst, wird's noch lang' dauern, bis die Frau Herzogin kommt? Du mußt es wohl wissen, weil sie Dich vorausgeschickt hat. Ich hab' schon Post hinunter gethan nach Seefeld, daß sie mir noch ein Faß heraufschicken — aber wenn's lang' ansteht, bis die Herrschaften kommen, langt das auch noch nicht, das Wetter ist einmal zu durstig heut'."

Der Angeredete war ein nicht sehr großer, aber kräftiger Mann von gedrungenem Körperbau; der volle, das ganze Gesicht umgebende Bart, der bis auf die Brust herabfiel, schimmerte bereits in's Graue, aber in dem Ausdrucke des Gesichts lag Kraft, und aus dem dunklen beweglichen Augenpaare sprachen Muth und Entschlossenheit. Er trug die

Tracht eines Bauers, in nichts von den andern verschieden, aber die kurze braune Jacke mit rother Einfassung, der braune Hosenträger auf dem grünen Brustlatz und oberhalb des breiten schwarzen Ledergurts ließen den Passeyrer nicht verkennen.

Er sah noch einen Augenblick fest in die Menge hinein, als ob er sich von etwas vergewissern wollte, dann wendete er sich leicht dem Fragenden zu. „Ich kann Dir's auch nicht gewiß sagen, Wirth," sagte er. „Die Frau Herzogin hat schon nach der Frühmess' fort gewollt und könnt' also schon lange da sein, aber es muß 'was über quer 'kommen sein, das sie aufhalt'. Ich mein' alleweil, es wird nicht so weit gefehlt sein, wenn Du noch ein Fass'l heraufbringen lass'st . . . es hat eine Hitz', als wenn wir nicht im Juli, sondern schon in den Hundstagen wären . . ."

Während der Wirth einem Knechte den entsprechenden Befehl zurief, sah der Passeyrer mit noch mehr gesteigerter Aufmerksamkeit auf die Stelle hin, die schon zuvor seine Blicke auf sich gezogen hatte. Er hielt sogar eine Zeit lang die Hand wie einen Schirm über die Augen, um ungestört von der Sonnenhelle desto schärfer beobachten zu können; dann wendete er sich wieder dem Wirthe zu. „Kennst Du den Burschen," sagte er, „der dort auf dem Holzschragen sitzt? Dort bei den Fässern, hinter den zwei Innthalerinnen mit den grünen Hüten?"

„Meinst Du den Schmächtigen," erwiderte der Wirth, „den Blassen? Den in dem verschossenen Camisol, der aussieht wie ein verdorbener Handwerksgesell? hat er nicht den Arm in der Binde?"

„Ja, ich hab's aber justament gesehen, daß er damit recht gut handieren kann. Kennst Du ihn? Ist's ein Hiesiger?"

„Ein Hiesiger ist's nicht," entgegnete der Wirth, „ich wüßt' nicht, daß ich das Menschenkind meiner Lebtag' schon

einmal gesehen hätt' . . . Aber was hast mit ihm, Schildhofer? Ist er Dir bekannt?"

„Ich weiß selber nit," schloß der Passeyrer, indem er dem Wirthe das geleerte Glas auf den Schenktisch stellte, „in der jetzigen Zeit kommen Einem gar oft Gesichter unter, die man sich merkt, weil sie so besonders aussehen. Aber ich muß jetzt noch hinüber zum Commandanten, hab' auch sonst noch allerhand ausz'richten — also b'hüt Dich Gott, Wirth, und wenn Du einmal hinein kommst nach 'Spruck, so besuch' mich fein! . . ."

Er ging und schlug die Richtung nach der Straße ein, wo er sich bald in der Menge verlor. Nach einiger Zeit jedoch änderte er den Weg und ging im weiten Bogen dem Platze zu, wo er den jungen Burschen mit dem Arm in der Schlinge bemerkt hatte. Es war offenbar, daß er unbeachtet ganz in die Nähe desselben kommen und sich von irgend etwas überzeugen wollte. In dem Gedränge kam er nur langsam seinem Ziele näher, behielt es aber fortwährend im Auge, und trotz wiederholten Stillstehens, trotz manchen flüchtigen Gesprächs mit allerlei in den Weg gekommenen Bekannten blitzte manchmal ein Seitenblick nach dem Tische des Burschen hinüber.

An diesem hatte sich eine zahlreiche und ziemlich bunte Gesellschaft zusammengefunden und war in lebhaftem Gespräche begriffen. Der blonde Bursche, der die Aufmerksamkeit des Passeyrers so sehr in Anspruch nahm, war eben in einer Erzählung begriffen, welcher die Uebrigen mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Es waren Kohlenbrenner aus der Nähe, die ihren Meiler des Festes wegen ein Stündchen allein rauchen ließen; Arbeiter aus den Kreidegruben an der Isar, mit ihren schmutzig weißen Kitteln lebhaft von den rußigen Köhlern abstechend, und einige Bauern, welche der große runde Hut mit den breiten Bändern als Unterinnthaler bezeichnete. Einer im weißlich

gelben Lodenrocke hatte einen großen holzgeschnitzten Vogelbauer hinter sich stehen, und ihm gegenüber saß der Bursche mit dem lahmen Arme, ein junger Mensch im Beginne des Mannesalters, bleich und mit schlaffen blonden Haaren, aber mit so lebhaften Zügen, daß man bald erkannte, die Bläffe sei nicht die Folge von Abspannung oder Krankheit, sondern nur ein Zeichen hoher Erregbarkeit. Er trug ein schmales Wehrgehäng über dem braunen, stark abgetragenen Leibrocke und einen soldatenhaft aufgekrempten Hut; die kleine Wehre selbst hatte er aus dem Gehänge gezogen und seitwärts auf die Bank gelegt neben den geschnürten Wanderbündel, den er daran zu hängen und so über die Schulter zu tragen pflegte.

An einem Tische hinter ihnen saßen wieder Landleute in bunter Reihe, darunter ein paar Mädchen, die halb umgewendet der Erzählung des blassen Burschen zuhörten. Sie schenkten darüber einem Rückwärts sitzenden Nachbar wenig Aufmerksamkeit, so sehr er auch bemüht war, dieselben durch allerlei kleine Dienste und zierlich gesetzte Redensarten zu gewinnen. Es war dies ein hageres, in etwas schäbige Bürgerstracht gekleidetes Männchen, dessen schwarzes Haar und dunkle Gesichtsfarbe den Italiener verrathen hätte, auch wenn er des deutschen Ausdrucks mächtiger gewesen wäre, als es der Fall war.

„Das war das Ende vom Liede,“ sagte der bleiche Bursche, „die Stadt war Euch so ausgehungert, daß nichts Lebendiges mehr zu finden war, was man hätte schlachten können. Sogar die letzte Ratte war längst verzehrt, und die Haare standen Einem zu Berge, wenn man in eines der Seitengäßchen hinein ging, denn man konnte keinen Schritt machen, ohne daß man auf eine Leiche oder auf ein paar elende Gerippe stieß, die sich in der letzten Qual und Angst des Hungertodes am Boden wanden wie die Würmer. Ich hab' es mit eigenen Augen gesehen, daß sie

die frisch verscharrten Leichen wieder ausgruben, zerrissen und sich um die Stücke balgten . . ."

„Um's Blut Christi willen!" seufzte das eine der Mädchen schaudernd, der eine von den Kohlenbrennern bekreuzte sich andächtig an Stirne Mund und Brust und rief: „Gott bewahre jeden Christenmenschen vor solchem Elend! — Aber nun ist's aus, sagt Ihr? Die Festung hat sich ergeben?"

„Ergeben müssen," erwiderte der Bursche betrübt, „am dreizehnten Tage des Wintermonds hat Oberst Steinach die edle Festung Breisach an Herzog Bernhard von Weimar übergeben. Ich bin elend zum Sterben in einem Winkel am Thore gelegen, vor Hunger und wegen meines Armes, den eine Falkonetkugel zerschmettert hatte — da hab' ich den gewaltigen Kriegshelden selbst gesehen wie er auf einem prächtigen Rappen den Einzug hielt mit seinen stattlichen Kriegsvölkern, die freilich besser aussahen und es draußen bequemer gehabt hatten, als wir Kaiserlichen in dem ausgefressenen Steinhaufen!"

„Bernhard von Weimar?" fragte der Köhler wieder. „Ist das nicht Einer von den Lutherischen, die gegen den Kaiser sind?"

„Und der is il confederato von dem Reichsfeind dem Francese . . ." schaltete der Italiener kurz und spöttisch ein.

„Schlimm genug, daß es so weit hat kommen müssen!" bemerkte der Bursche, indem er sich entschieden gegen den Italiener umwandte und ihn mit festem Blicke musterte. „Ich hab' gegen den Herzog im Feld gestanden und bin sein Widerpart gewesen," sagte er dann; „aber wenn das zu seinen Unehren geredet sein soll, so mögt Ihr immer wissen, daß ich ihn nicht verunglimpfen lasse! Schlimm genug noch einmal, daß es so hat kommen müssen! Daß die Fürsten deutscher Nation nicht zusammenhalten unter sich, und die Schweden und Franzosen und Spanier und

wer weiß wen sonst noch Herr sein lassen im Lande! Hätten sie das gethan, dann hätte der edle Bernhard nicht nöthig gehabt, sich mit den heimtückischen Franzosen einzulassen, denn wer das thut, ist verloren, und wenn sein Recht klarer wär' als das Sonnenlicht!"

„Ei, es hat sich 'was zusammenzuhalten!" sagte der Eine von den Innthalern, ein Man mit scharf geschnittener Vogelnase und mächtigem schneeweißen Schnurrbart. „Das heißt — mit Verlaub, guter Freund — das heißt daher reden wie ein Mann ohne Kopf! Der Kaiser steht für unsern heiligen christkatholischen Glauben: die Fürsten aber draußen im Reich, das weiß Unsereins auch, sind lauter Ketzer und Lutherische, bis auf den alten bayrischen Maxel. Wie soll da der Kaiser zusammenhalten mit den Ketzern? Und Du bist wohl auch Einer davon, sonst könntest Du nicht so reden und sie so herausstreichen!"

Der Bursche sah dem Alten fest in's Auge und zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich bin katholisch," sagte er dann, „so gut als Ihr da herinnen in Eurem Tirol, und das will viel sagen — aber ich weiß auch gerade so gut, daß bei dem furchtbaren Kriege, der nun schon an die fünfzehn Jahre währt, kein Mensch mehr daran denkt, daß er des Glaubens wegen ist angefangen worden. Warum sollt' man sich auch in den Haaren liegen deswegen? Die Leute sind nicht gleich von außen, warum sollen sie dann inwendig Alle über einen Leisten geschlagen werden? Wenn man Euren Habichtschnabel da im Gesicht ruhig als eine Nase gelten läßt, müßt Ihr auch erlauben, Landsmann, daß ein Anderer mit seiner Stumpfnase ebenso zufrieden ist!"

Die Bauern und Köhler lachten, der Alte aber griff sich an die Nase, als wenn er sie beschützen oder sich überzeugen wollte, daß sie noch ungefährdet da sei. Der Italiener ward erdfahl im Gesichte. „Santa Madonna di

Loretto," rief er, „Ihr treiben Spott mit der 'eilikſten Sachen!"

„Ich treibe nie mit etwas Spott," rief der Burſche entgegen, „was einem Andern heilig iſt, aber ich ſchlage auch Jeden auf die Finger, der ſich erfrecht, das anzutaſten, was bei mir in Ehren ſteht! Ich bin Soldat geweſen meines Zeichens, leider wider meinen Willen, aber mit Ehren — darum laſſ' ich das Andenken von einem ſo edlen Manne und Kriegshelden, als wie Herzog Bernhardus, nicht verſchimpfiren. . ." Mit dieſen Worten hob er das Schoppenglas in die Höhe, zog den Hut ab und ſagte wehmüthig: „Und wenn Niemand mit mir anſtoßt und mit mir trinkt, ſo thu' ich's allein. Herzog Bernhardus von Weimar hoch! — Er lebe — kann ich leider nicht mehr ſagen!"

Die Bauern und Köhler ſchwiegen und ſahen mit einer Art Ehrerbietung auf den jungen, Kriegsmann, deſſen Rührung unverkennbar war; der Italiener dagegen ſchob das vor ihm ſtehende Glas zurück, wie um zu zeigen, daß er nichts gemein habe mit dem ausgebrachten Trinkſpruche.

„Und warum," fragte er, „könnt Ihr nicht mehr ſagen Eviva Bernardo?"

„Er iſt todt!" ſagte der Burſche traurig, indem er den Hut wieder aufſetzte und tief über die Stirne zog.

„Todt?" rief der Welſche entgegen und ſprang auf. „E incredibile questo! Das ſein ſehr merkwürdige Nachrichten. . . Und woher wiſſen Ihr? O erzählet doch, mio caro . . ."

„Ich bin Euer Caro nicht und will's nicht ſein," entgegnete der Gefragte verächtlich, „aber was ich geſagt habe, iſt wahr. Wie ich geſtern herein gewandert bin durch's Bayeriſche über Partenkirchen und Mittenwald, bin ich einem Trupp ſchwediſcher Reiter begegnet — von denen hab' ich es erfahren. Der Herzog war hinauf gezogen in's

Burgundische, denn in Breisach und rund umher war das Land so kahl, als sollte nie wieder etwas darauf wachsen und grünen. Er machte große Beute und ließ Alles nach Breisach bringen; das hatte er seinem vertrautesten Freunde übertragen und hatt' es ihm auf die Seele gebunden, daß er die Festung bewahren solle wie seinen Augapfel, vor seinen Feinden, den Kaiserlichen, und noch mehr vor seinen zweideutigen Freunden, den Franzosen. Der Vertraute war ein Schweizer und hieß Erlach, wenn ich mir den Namen des Schuftes recht gemerkt habe."

„E poi?" warf der Italierer dringend ein. „Was dann?"

„Was dann? — Es ging, wie's vorauszusehen war. Die Franzosen hatten es bald durchschaut, daß der Herzog sich mit ihnen nur seinetwegen verbunden hatte, daß er sich ein neues Königreich machen wollte aus dem schönen Lothringen und Elsaß, nach dem ihnen selber schon lange der Mund wässert. Sie haben ihm erst allerlei Lockspeise und Blendwerk vorgehalten, damit er vom deutschen Vaterlande abfallen und sich an sie verkaufen sollte; wie er aber nichts hören gewollt von Allem, was sie ihm vorgepfiffen, da haben sie ihm ein Süpplein eingegeben, daß er nicht weiter gekommen ist auf dem Rückwege, als nach Neuburg am Rhein. Dort ist er vor acht Tagen gestorben . . ."

Unter den Landleuten ward theilnehmende Bewegung sichtbar. Die Mädchen seufzten, und der alte Innthaler murmelte: „Unser Herrgott wird wissen, ob es dem Lutheraner zu gut kommen kann — aber wenn er so brav war, wie Ihr sagt, wünsch' ich ihm die ewige Ruh' . . . für meinen Theil."

„Aber Breisach?" drängte der Welsche wieder. „Wie ist's mit der Festung?"

Der Erzähler maß ihn von oben bis unten. „Ihr seid ja gewaltig begierig auf das Schicksal der Festung! Fast

möchte man glauben, Ihr hättet Wind von dem Schelmstück, das dort gespielt worden ist."

„Was ist das?" rief der Andere aufspringend und mit zornfunkelnden Augen. „Wollt Ihr mich beleidigen?"

„Ich wehr' Euch nicht, wenn Ihr meine Red' so verstehen wollt!" war die ebenso rasche und entschiedene Antwort. „Ihr benehmt Euch und fragt so eigen, daß man auf's Hirn gefallen sein müßte, wenn man nicht merken woll't, das 'was Besonderes dahinter ist . . . Und damit ich's nur gerade heraus sage, wie's mir auf der Zunge sitzt: Ihr seid ein Welscher, und ich kann die Welschen nicht leiden!"

„So?" lachte der Italiener höhnisch. „Das bedaur' ich . . . aber woll't Ihr mir auch sagen, warum?"

„Das sollt Ihr hören, Signor, und ebenso gerade heraus! Es sind gar viele von Euren Landsleuten in der kaiserlichen Armee, aber wo ich Einen davon getroffen hab', ist immer nichts Gutes herausgekommen. Wir taugen nicht zu ihnen mit ihrer Praktica — es sind Schleicher und Heimtücker Alle miteinander . . ."

Der Welsche lachte lauter und widerlicher als zuvor. „Cospetto" sagte er, „Ihr vergeßt wohl ganz darauf, amico, daß die Frau Herzogin von Tirol, Claudia von Medicis, auch eine Welsche ist?"

„Ja, Gott besser's," sagte der Bursche, ich weiß es wohl, aber ich weiß, daß es auch weiße Raben giebt, und die Herzogin Claudia ist ein weißer Rabe, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was ich von ihr gehört habe . . . Aber Ihr habt ja wissen wollen, wie es mit Breisach gegangen ist. Erfahrt also, daß der Schweizerschuft, wie Herzog Bernhardus kaum kalt geworden war, nichts Eiligeres zu thun gewußt, als daß er die Franzosen in die Festung ließ. . . Und damit Ihr Alles recht genau wißt, so hört weiter: der kaiserliche Marschall Savelli — Euer

wackerer Landsmann, Signor — stand mit einem starken Corps keinen halben Tagmarsch entfernt und hätte das Einrücken der Franzosen leicht hindern können! Er hat es aber nicht gethan — und wir dummen Deutschen begreifen wieder einmal nicht, was die welsche Praktik da Feines ausstudirt hat! Denkt Euch nur, es giebt Schwachköpfe, die allerlei von krummen Händen daher faseln und von einer Correspondenz zwischen dem Savelli und dem Duc von Rohan, über welche die Wiener Perrücken gar sehr in Verwunderung gerathen dürften!"

„Verleumdung! Niederträchtige Verleumdung!" schrie der Italiener.

„Das sage ich ja auch!" entgegnete der Krieger mit eisigem Spotte. „Und nichts als Verleumdung, niederträchtige Verleumdung ist es auch, wenn die dummen Leute erzählen, die Unterhändler seien in Nacht und Nebel hinübergeschlüpft aus den kaiserlichen Quartieren und zwischen den französischen Vorposten. Die Einfältigen haben einen Busch oder einen Weidenstock für einen kaiserlichen Generalismus oder Hofrath angesehen — aus Furcht natürlich, denn im Rausche kanns nit geschehen sein; seit ein paar Jahren ist Niemand um Breisach herum zu einem Tropfen gekommen, mit dem man sich hätte betrinken können . . . Aber da hilft alles Zureden und Aufklären nichts! Wenn das Volk einmal sich etwas so recht fest einbildet, ist es gerade so bockbeinig, wie ich in meiner Vorliebe für Eure Landsleute!"

„Mein Eid!" rief der Alte mit der Habichtsnase, „das sind betrübte Aussichten! Da dürfen wir wohl noch lang' auf den Frieden warten, und wer weiß, was der Krieg noch für Unglück über's Land bringt und über die Leut'!"

„Da habt Ihr Recht, Alter!" sagte der Soldat. „Das Reich schreit nach Frieden, und der Kaiser möcht' ihn wohl

auch und die Reichsfürsten mit ihm. Sie haben auch ihre Gesandten nach Hamburg geschickt, um darüber zu verhandeln, aber diese Vornehmen und Schulfuchsen haben kein Herz für das Volk und seine Noth, weil sie davon noch nichts empfunden haben. Und wenn sie sich einigen wollten, ich glaub's nicht, daß die Fremden es zulassen. Die Franzosen und Schweden meinen, weil sie einmal hereingekommen sind auf deutschen Boden, wollen sie auch d'rauf bleiben und mindestens ein paar Fetzen davon herunterreißen!"

„Da wird's mit der Handelschaft auch nit woltern viel bedeuten!" mischte sich jetzt der Tiroler in's Gespräch, der den großen Vogelbauer hinter sich stehen hatte. „Ich hab' Dir so viel Kanarivögel daheim gehabt in Imst, eine ganze Heck', daß ich die Kraxen auf den Buckel genommen hab' und hab' gemeint, ich wollt' hinaus damit in's Reich und in's Bayerische. Zu München drinn' der Herr Kurfürst hat mir schon etwas abgekauft, und auch in der Stadt sein viel Bürgersleut', die die gelben Dinger fein gut leiden können!"

„Kehr' um mit Deiner Kraxen, Tiroler, wenn ich Dir gut zu einem Rath bin!" rief der Krieger. „Zu München d'rinnen haben sie wohl 'was Anderes zu denken als an Kanarienvögel, und im ganzen Bayernland'l werden nicht Viel' mehr zu finden sein, die Dir einen abkaufen können, und wenn sie auch möchten. Da sieht's traurig aus, Ihr Leut', daß Einem das Herz bluten möcht', wenn man das schöne reiche Land vor dem Krieg gesehen hat, wie ich. Ueber Weilheim herein hab' ich das Elend betrachtet. Die Weg' sind kaum mehr zu passiren und leer, es giebt Niemand mehr, der ein Geschäft hätt', das ihn zum Reisen brächt'. Wenn man einem lebendigen Menschen begegnet, sind's Soldaten oder Bettelvolk oder Raubgesindel . . . die Felder an den Straßen hin liegen ungebaut und öd', so

weit man nur sieht; das Gesträuch und das Gestrüpp wächst darüber auf, daß man fast nicht mehr erkennt, wo vor zehn Jahren Ackerland gewesen ist. Die Dörfer auf dem flachen Lande sind verfallen und verlassen, die Bauern sind zu Tode geschunden oder davongelaufen in die Wälder und Berge hinein, weil sie sich nicht zu Tode martern lassen wollten . . ."

Die schlichten Zuhörer schauderten und rückten unwillkürlich enger an einander. Um sie herum hatte sich allmälig ein größerer Kreis von Bauersleuten, Köhlern und Kreidenarbeitern gebildet, die Alle der Erzählung mit gleicher Theilnahme zuhörten. Der Italiener saß abgewendet da und schlürfte den Rothwein wie unmuthig in sich hinein.

„Wenn man hereinkommt," fuhr der Kriegsmann fort, „gegen Murnau zu, liegt seitwärts ein See, der Staffelsee geheißen, eine gar freundliche Augenweide für den Wanderer, denn es kommt Einem fast vor, als wär' in die grüne Landschaft ein geschliffenes Glas eingesetzt, damit sie sich daran abspiegeln könne. Dort herum liegt ein gar stattliches Dorf mit einem schönen spitzigen Kirchthurm, den man schon von Weitem herausschauen sieht aus den Kirschen- und Zwetschgenbäumen, die wie ein Wald um die Häuser herstehen. Ich bin einmal dort eingekehrt, weil ein weitschichtiger Vetter meines Vaters dort sein Haus und seine Schmiede eingerichtet hatte. Wie ich nun wieder des Wegs kam, wollte ich dort einsprechen und hoffte, ein Nachtlager und Imbiß zu finden. Gefiel mir aber die ganze Sache nicht, wie ich nur ein bischen näher kam. Der Kirchthurm hatte keine Spitze mehr, und seine Wände standen nackt und schwarz geräuchert da wie ein Schornstein. Mit erschrockenem Herzen bog ich um den letzten Hügel herum — da war das ganze Dorfe nichts als eine weite schreckliche Brandstatt'. Die Kirche und die Häuser alle waren aus- und niedergebrannt, die schönen Bäume

standen schwarz versengt und verkohlt dazwischen, und so viel ich in dem schwarzen Trümmerwerke herumstieg, kam mir nichts Lebendiges entgegen — nicht einmal ein Hund, der mich angebellt hätte. Im Hause meines Vetters, des Schmieds, sah es noch am wüstesten aus. Alle Wände waren schwarz, wie die rußige Schmiedstatt, die aber war stehen geblieben, weil sie gewölbt war. Da lagen allerhand unkenntlich gewordene Fetzen von Kleidern am Boden herum, dazwischen hier und da große rothbraune Flecken — das mochte wohl vertrocknetes Blut sein. Und wie ich weiter nachsah, fand ich am Eingang unter schwarzen herabgestürzten Balken ein halb verfaultes und halb verbranntes Geripp' . . . der Schädel war eingeschlagen, und nach der Größe mochte es wohl mein armer guter Vetter sein, der sich und sein Hab' und Gut hatte vertheidigen wollen und d'rüber von den schwedischen Mordbrennern niedergehauen worden war. Mit dem Imbiß und Nachtlager, das ich mir von ihm erwartet hatte, war's also nichts; dafür scharrte ich mit einer Eisenstange ein Loch auf im Boden und legte das Geripp hinein und gab ihm das letzte Nachtlager, das Einer auf der Welt braucht. Dann hab' ich ein Vaterunser gebetet für seine arme Seel' und habe geschlafen, bis die Sonne aufging. Die war so schön und warm wie damals, als sie auf das lebfrische Dorf und seine grünen Bäume herabgeschienen hatte, und ging ihren Weg, als ob unter ihr Alles beim Alten geblieben wäre. Dann hab' ich mich aufgemacht und hab' den Weg unter die Füße genommen, bis ich hereingekommen bin in Eure Berge."

„Ja, Gott sei Dank," rief aufathmend ein Köhler, „in unsern Bergen ist's sicher; das sind Schutzmauern, auf die wir Tiroler uns was einbilden dürfen. Noch ist kein ketzerischer Schwede d'rüber herein gekommen — sie haben sich allemal den Kopf daran eingerennt."

„Und sie sollen's wieder, wenn es ihnen nochmal einfallen thät', mit uns anzubinden!" rief der alte Innthaler. „— Aber die Berg' thun's nicht allein — wenn nicht die rechten Männer vor die Luken steh'n, thäten die Berg' die Schweden wohl auch nicht aufhalten! Aber daß der Tiroler Landsturm bei der Hand ist, dafür sind drei Ding' gut, — daß wir uns um die eigne Haut wehren, daß unser heiliger christ-katholischer Glauben in Gefahr ist und daß Frau Claudia unsere Herzogin ist, für die ein Jeder mit Vergnügen durch's Feuer geht!"

„Hast Recht, Alter," sagte der Krieger sich erhebend, „bei Euch ist noch der einzige rechte Saldatenstand daheim; Ihr seid Alle Soldaten; draußen überall lassen sie sich todtschlagen für ein Stück Geld! Wie lang' ist's wohl, daß die Schweden dagewesen sind und haben die Scharnitz belagert?"

„Das werden just fünf Jahre sein," entgegnete der Alte, „ich bin nicht dabei gewesen und bin mit dem Aufgebot bei Kitzbühel gestanden Damals waren nur ein paar Mauern da und ein Wall gegen die Isar hinaus, und doch haben die Schweden ihr Pulver verschossen und abziehen müssen. Jetzt, wenn sie wieder kämen, sollt's ihnen wohl von selber vergehen; über die Thürme und Bastionen, wie sie jetzt dastehen, kommt Keiner herein, wenn er nicht Flügel hat. Die Frau Claudia, die sie gebaut hat, hat ihnen den Spaß versalzen und das Thürl' zugemacht für ewige Zeiten."

„D'rum wird der Paß," bemerkte der Soldat, „wie ich gehört habe, heute bei der feierlichen Einweihung den Namen Porta Claudia erhalten zu ihrem Angedenken!"

Die Versammlung hatte während der letzten Reden sich gegen die neuen Festungswerke gewendet und betrachtete dieselben, und in Aller Blicken war die Ueberzeugung zu

lesen, daß sie unbezwingbar und wirklich wie für die Ewigkeit gebaut seien.

Ein halblautes spöttisches Gelächter störte den übereinstimmenden Eindruck — es kam von dem Italiener, nach dem sich Alles umwendete. Der Soldat sprang auf und trat vor ihn hin.

„Es scheint, Ihr sucht Händel mit mir?" rief er aufflammend. „Die könnt Ihr haben, wenn Ihr mir nicht augenblicklich sagt, was Ihr an meinen Worten so lächerlich findet."

Auch der Italiener erhob sich. „Sagt mir lieber, Ihr selbst, was Euch einfällt, mich zur Rede zu stellen! Cospetto, ik kann lachen, quando mi piace . . ."

„Ueber was Ihr wollt, Herr," eiferte der Zürnende, „aber hier ist's anders — das Lachen galt mir und meinen Worten — also heraus mit der Erklärung, oder ich drücke sie Euch mit der Seele aus dem Leibe!"

„Ich haben nix gelacht über Euch," entgegnete der Welsche, etwas zurückweichend, „ich haben nur gelacht wegen der Frau Herzogin und der Porta Claudia!"

„Damit kommt Ihr nicht los! Was findet Ihr zu lachen an der Frau Herzogin oder an der Festung, die ihren Namen trägt?"

„Ja, das wollen wir auch wissen!" riefen die Umstehenden durch einander. „Er soll es sagen, was er gegen die Herzogin hat!"

Dem Italiener begann es etwas unheimlich zu werden, aber er suchte es durch den Anschein von kecker Unbefangenheit zu verbergen. Er trat daher einen Schritt gegen die Landleute vor. „Ma' was wollen Ihr, amicissimi! Ich haben gesagt nix, ich haben nur gelacht vor mich hin — sein das verboten in Tirol? Aber ich haben kein Geheimniß, es sein gewesen ein bloßer Spaß! Die Festung sein una fortificazione eccellentissima, und die

Frau Herzogin Claudia sein eine donna eccellentissima, eine vortreffliche Frau . . . aber . . ."

„Was aber? Heraus damit!"

„Aber sie sein doch auch nit mehr als eine Frau! Noch dazu eine schöne junge Frau, und es sein wohl begreiflich, daß sie ihr Herz nicht weiß so gut zu verschließen, wie ihr Land. . . Ich hab' das Verslein nicht gemacht!"

„Was für ein Verslein?" riefen Mehrere.

„Kennt Ihr es nicht? Dann will's ich's Euch sagen:

Dein Ländchen, Claudia, verschließest sorglich Du,
Mach' fein Dein Herzel auch und Deinen Beutel zu!"

Der Italiener lachte und machte eine rasche Bewegung, sich unter die Umstehenden zu verlieren; aber die Faust des greisen Innthalers mit der Habichtsnase hinderte ihn daran, weil sie ihn am Kragen festhielt.

„Halt, wällischer Springer," rief der Alte, „das ist bei uns Tirolern nicht der Brauch, daß man den Leuten Eins von der Seiten anhängt und sich dann aus dem Staube macht. Da bleibst . . . und gehst nicht eher von der Stell', bis Du sagst, was das heißen soll! Was unterstehst Du Dich, von unserer Frau Herzogin zu sagen?"

„Ich?" rief der erschreckte Italiener, der sich vergebens loszuwinden suchte. „Per dio, ik sage gar nichts — aber man sagt! Die Leute sagen! Ik wiederhole nur, was ik habe gehört, hier und dort. . ."

„Und was hast Du gehört?"

„Ma perché, haltet Ihr mich so fest, Signor? Es ist nicht meine Schuld, wenn die Leute sagen, die Herzogin Claudia sei des Wittwenstandes überdrüssig, sie sei sehr zugeneigt . . . inamorata zu einem schönen jungen Cavaliere von ihrem Hofe. . ."

„Hund von einem Kerl!" rief der Alte, von dem drohendem Gemurre der Umstehenden begleitet, „Du unter=

stehst Dich, so 'was von der Frau Herzogin zu sagen? Du willst unsere Landesfürstin verleumden?"

„Schlag' ihn nieder, Sixtenbauer," rief Einer aus der Umgebung, „der Lump ist das Hängen nicht werth!"

Dem Welschen schien durch die Gefahr der Muth zu wachsen, denn er riß sich von dem Alten los, der nicht übel Lust zu haben schien, der erhaltenen Aufforderung nachzukommen. „Was fällt Euch ein, Ihr Leute," schrie er, „mich wegen dessen zu mißhandeln, was ich Andern nachsage! Kann ich dafür, wenn Ihr noch nichts gehört habt von dem schönen Signor Cancellario Eurer Frau Herzogin!"

„Das ist Dein Letztes, Du Schandmaul!" rief einer der Tiroler, indem er ihn wieder ergriff. Im Augenblicke warfen sich Mehrere auf ihn, er wurde sehr unsanft hin und her gezogen und gezerrt und würde ohne Zweifel schwer mißhandelt worden sein, wenn nicht der junge Kriegsmann dazwischen gesprungen wäre. „Halt, Ihr Männer!" rief er, „das ist nicht das Rechte, wenn Ihr ihn durchwalkt und dann laufen laßt. Was liegt daran, was ein solcher Mensch von Frau Claudia sagt? Das thut ihr nicht so viel, als wenn Euch ein unsanfter Windstoß um die Nase fährt — es ist unangenehm, aber es schadet nicht! Ich wette meinen Kopf, der Italiener sagt das nicht aus sich selbst, es kommt mir so recht wie ein angelegter und abgekarrteter Handel vor — sorgt dafür, daß das untersucht wird und daß die rechten Leute ihm ein bischen auf den Zahn fühlen. Führt ihn weg und übergebt ihn der Wache, bis die Herzogin kommt: dann können ihre Räthe sondiren, was hinter der Geschichte steckt!"

Dem Italiener war dieser Vorschlag sichtlich unangenehm; er zuckte zusammen und schoß einen wüthenden Seitenblick auf den Sprechenden. Die Bauern standen eine Weile und schienen unschlüssig, als sich der Passeyrer hin-

durch drängte und ihren Zweifel entschied. „Der Soldat hat Recht, Ihr Männer!“ rief er. „Führt den Wällischen an's Thor von der Klausen und übergebt ihn dem Commandanten. Es steckt 'was dahinter, und wenn die Herren kommen, werden sie's wohl auseinander klauben!“

„Bist Du da, Schildhofer?“ sagte der Sixtenbauer. „Na, wenn Du das sagst, soll's auch so sein, Du verstehst Dich auf die Sach'. Packt's an, Leuteln,“ sagte er dann zu den Andern, „führt's den Sprecher in die Klausen, sie sollen ihn aufheben, bis die Herren kommen!“

Während ein paar handfeste Köhler und Holzknechte den Welschen packten und mehr weiter trugen als führten, war der Soldat vor den Passeyrer getreten und rief, ihm freudig die Hand entgegenstreckend: „Grüß Euch Gott, Vater Schildhofer! Nun, das ist eine Freude, die ich mir nicht erwartet hätte! Ich glaube, das ist ein gutes Zeichen für mich, daß Ihr unter den Ersten seid, die mir an der Tiroler Grenz' begegnen!“

Der Passeyrer machte sich mit beiden Händen an seinem breiten Hosenträger zu schaffen und schien die zum Einschlagen dargebotene Hand gar nicht zu bemerken. „Ich weiß nit“, sagte er, den Soldaten bedeutsam anblickend, „ob der Glauben nicht ein Aberglauben ist! Es wird wohl darauf ankommen, mein' ich, was Dich nach Tirol zurückführt, Hartmann!“

„Ihr wollt mir nicht die Hand geben zum Grüß' Gott?“ entgegnete dieser. „Seid Ihr mir also immer noch gram? Aber ich denke, ich kenne Euch und Eure Art besser, Ihr seid lange nicht so schlimm, als Ihr wild darein schaut — d'rum sollt Ihr's auch ohne Handschlag erfahren, warum ich wieder da bin. Zwar könnt' es Euch der steife Arm da von selber sagen . . . Die Boucquoy-Dragoner haben mich nicht gefragt, als sie mir statt des Setzhakens den Säbel in die Hand gaben, und so hat man

mich auch nicht gefragt, als man mir den Laufpaß gab. Nun muß ich wohl oder übel zum Setzhaken greifen, und da will ich mein Glück wieder in Innsbruck versuchen ..."

„Wird nit fein stark sein, das Glück!" sagte Schildhofer. „Bei uns in Tirol ist die Bücherleserei nicht der Brauch, da haben die Drucker auch viel Feierabend. Soll mir aber lieb sein, wenn Du 'was vor Dich bringst — 's wird Dir auch nicht fehlen, wenn Du unter den Dragonern der alte Hartmann geblieben bist . . . bis auf Eins! Du verstehst mich schon."

Dem Soldaten flog ein leichtes Roth über das Gesicht, er machte eine hastige Bewegung, als wollte er etwas erwidern; als er aber sah, daß Schildhofer sich bereits abgewendet und ein Gespräch mit dem alten Innthaler begonnen hatte, unterließ er es. Sein Gesicht nahm die dunklere Röthe des Zornes an, unmuthig preßte er die Unterlippe zwischen die Zähne, wandte sich ebenfalls kurz und entschieden ab und verschwand unter der Menge.

Inzwischen und während der Abführung des lästernden Italieners waren die Landleute wieder an ihre Plätze zurückgekehrt und ergingen sich laut und noch ziemlich unwirsch im Gespräche über den Gefangenen und über den Inhalt seiner Schmähungen. „Laßt Euch das Gered' nicht anfechten, Leut'!" sagte Schildhofer, in seinem Gespräche mit dem Alten fortfahrend, doch so, daß seine Worte auch an die Uebrigen gerichtet und ihnen verständlich waren. „Das sind Alles nur ausstudirte Finten. Die Frau Herzogin hat an ganz andere Sachen zu denken, an ihre Kinderl'n und an's Land Tirol, und was der Wällische gesagt hat, ist nur das boshafte Wesen von Leuten denen der Kanzler ein Dorn im Aug' ist, weil er nicht in ihr Horn blast, und sie ihm neidisch sind um seinen Platz und um das Vertrauen, das ihm die Herzogin schenkt."

„Kann mir's denken," erwiderte der greise Innthaler;

„solche Vögel giebt's überall: Diebesvolk, das nur auf's Stehlen aus ist, aber dabei den ganzen Tag fort schreit, wie die Spatzen auf meinen Kirschbäumen. Aber wer ist der Kanzler' dem's gilt? Ich mein' alleweil, es sind mehr Leut' in 'Spruck d'rinnen, die sich so schimpfen lassen."

„Freilich," lachte Schildhofer entgegen, „Kanzler giebt's Dir in der Stadt nach der schweren Meng' — wirkliche und Vice und was sonst noch . . . Unsereins weiß, merkt sich die Titulaturen nicht. Aber der, auf den sie's gemünzt haben, der ist der Oberste von Allen, der Kanzler im Staatsrath und der nächste nach der Frau Herzogin!"

„Dann ist er woltern (freilich) ein großes Thier! Wie heißt er? Ist's ein Tyroler? Du mußt ja das Alles wissen, Schildhofer, Du gehörst ja auch zu den großen Herren, und wer weiß, ob sie Dich nit auch noch einmal zu einem solchen Vice machen!"

„Ich mein' alleweil, das werden's wohl bleiben lassen," antwortete Schildhofer. „Ich könnt's auch nit annehmen, außer wenn Du mein Secretari werden wollt'st, denn nachher wär' ich aufgericht'!"

Alles lachte; der Alte bot ihm die Hand und rief: „Nichts für ungut, Schildhofer, wir kennen uns ja!" worauf dieser kräftig in die dargebotene Hand einschlug. „Allemal, Sixtenbauer," sagte er, „wir Zwei fangen keinen neuen Brauch mehr an! Der Kanzler aber, von dem wir reden, heißt Wilhelm Biener und ist kein Tiroler, sondern, wenn ich recht hab' läuten hören, droben aus der obern Pfalz daheim. Er ist erst geheimer Rath gewesen, in Wien beim Kaiser Ferdinand; der hat ihn dann empfohlen an seinen Bruder, unsern lieben seligen Herzog Leopold, und so ist er hereingekommen zu uns, in's Tirol. Der Herzog war auch gar wohl zufrieden mit ihm, und wie er fortgemußt hat, mitten in seinen schönsten Jahren . . . Ihr wißt's ja Alle noch, als wenn's gestern gewesen

wär'! . . . Da hat er noch auf dem Todtenbett zu seiner Frau gesagt, der Biener sei sein treuester Diener gewesen und seiner bester Freund, und wenn sie einmal einen offenherzigen guten Rath braucht und ein treues Gemüth und eine sichere Hand, dann sollt' sie sich auf den Biener verlassen, und sie wird nicht verlassen sein! — Und die Frau Claudia hat sich daran gehalten in ihrem traurigen Wittibstand und hält den Kanzler Biener in gar hohen Ehren, und das ist es, was die andern Neidnickel nit vertragen können!"

„D'rum spintisiren sie solche Sachen aus, die Fickermenter!" entgegnete der Alte. „Aber soll mir noch einmal Einer kommen, der soll sich wundern, wie der Sixtenbauer ihm heimleuchten will! Vielleicht bringen sie aus dem Wällischen heraus, wer ihn angestiftet hat!"

„Ich wollt's wünschen," rief Schildhofer, „dann wär' der Frau Herzogin viel Sorg' und Kummer erspart, und sie hat davon schon genug gehabt ihr Leben lang!"

„Hab' auch schon so Manches davon gehört, aber niemals so das Rechte und das Ganze. Du könntest uns alleweil davon erzählen, was Du weißt!"

Der Passeyrer blickte nach der innern Thalseite hin, auf die schmale Straße, die sich zwischen den Bergen fortzog. „Es ist noch nichts zu sehen von dem Zug," sagte er dann, „also haben wir noch Zeit. Rück' zu, Sixtenbauer, ich will Euch erzählen, was ich von der Herzogin Claudia weiß."

Er nahm neben dem Alten Platz, der aus seinem Glase nippte und es ihm dann hinhielt. „Ich bring' Dir's, Schildhofer," sagte er, „thu' mir erst ordentlich Bescheid; das Reden geht besser, wenn die Gurgel angefeucht' ist!"

Schildhofer trank bedächtig und begann dann.

„Eh' ich von der Frau Herzogin erzähle, muß ich's machen wie der Kuckuck und muß von mir selber anfangen;

aber was ich weiß, das ist Alles so absonderlich, daß Ihr mir's kaum glauben würdet, wenn ich's nicht von der Frau Herzogin selber wüßt'. Und damit Euch das einleucht', muß ich zuerst sagen, wie ich an's Hoflager gekommen bin, und warum ich noch da bin ... Im Passeyerthal, auf den Halden herum und an der Passer hinauf, da liegen die eilf Schildhöfe — sind zwar nur Bauernhäuser wie die andern, aber gemauert und fest wie kleine Schlösser. Es sind gar alte Lehen, und ist ein uraltes Recht und Herkommen, daß die auf den Schildhöfen sitzen, den Hofdienst machen beim Grafen von Tirol, und seine Leibwache sind, wann's gegen den Feind geht. Ich bin daheim auf einem von den Schildhöfen, da wo es gegen die Jaufenburg hinauf geht, und wie vor fünf Jahren die Kreidenfeuer zu brennen angefangen haben auf den Bergen rund herum, da hab' ich auch die Räder geputzt und eingeschmiert an meiner Donnerbüchs' und hab' mich zum Landsturm gestellt."

„Weiß wohl," schaltete der Sixtenbauer ein, „das war dazumal, wie es hieß, die Bündnerischen seien mit den Franzosen heimlich einverstanden und wollten sie herein lassen in's Veltlin und in's Vinschgau ..."

„Und wie zugleich," begann der Passeyer wieder, „die Schweden von zwei Seiten her im Anzug waren, der Horn von Constanz her aus dem Schwäbischen, und der wüthige Wrangel durch's Bayerland'l auf die Scharnitz zu. Da hat's gegolten, Ihr Leut', und war Alles in großer Sorg', denn der Herzog Leopold war kurz zuvor und plötzlich gestorben zu Schwaz, und war die Landesregierung in der Hand von einer jungen Wittib, die vom Krieg und Kriegswesen nicht viel gehört haben mocht' ihr' Lebtag' und sich vor Trauer nicht zu fassen wußte mit ihren unmündigen fünf Waislein. Bin selbiges Mal gerade in Innsbruck eingerückt mit dem Zuzug und weiß es noch wie heut', wie wir in der Reihe aufgestellt gestanden sind im innern Hofe

der Burg, denn die Residenz zur Ruhelust war abgebrannt wenige Monate vorher und lag noch in Schutt und Trümmern da. Da kam die Frau Claudia die große Stiege herab mit dem Landfeldobersten, den Kriegsverordneten und etlichen von ihren Räthen und sollte Musterung halten. Da hab' ich sie zuerst gesehen, und war es mir zuerst sonderbar vorgekommen, daß eine Frau uns mustern und uns befehlen sollt', so war die Verwunderung gleich vorbei, wie ich sie selber sah. Sie war sehr blaß, und man sah es ihr an den Augen an, daß sie viel geweint hatte, aber sie ging Euch so fest und aufrecht daher, wie nochmal eine Herzogin; ihre großen dunklen Augen blitzten nur so über uns hin, und man glaubte ihr's wohl, daß sie den Harnisch über dem schwarzen Trauergewande nicht zum Spott anhatte. An der Hand hat sie den ältesten Prinzen geführt, ein Bübel von sechs Jahren; den hat sie auf den Arm genommen und ist damit vor uns hingetreten. ‚Tiroler' hat sie gesagt, ‚Tiroler — der Bub' hat keinen Vater mehr! In seiner schweren Sterbstund' hat er mir den Buben hingereicht und hat gesagt: Sei getröst't, Claudia, die Tiroler verlassen Dich und ihren künftigen Grafen nicht — jetzt bin ich da und will Euch fragen, ob Ihr Euren seligen Herzog Lugen strafen wollt?"

„Sacra!" sagte der Sixtenbauer, indem er den Schnurbart drehte, der mitsammt der Oberlippe vor Rührung zuckte. „Das hätt' ich hören mögen! Werdet's Euch nit lang' b'sonnen und Ja gesagt haben!"

„Ob wir Ja gesagt haben!" rief Schildhofer. „Den Meisten sind die helllichten Zähren über die Backen und in den Bart gelaufen, und wir haben geschrie'en, daß die Berge gehallt haben: Vivat, es lebe Herzogin Claudia! Vivat, es lebe Ferdinand Karl, der junge Graf von Tirol!"

Während die Zuhörer ihrer Bewegung durch Ausruf und Geberde Luft machten, schlürfte Schildhofer aus dem

dargebotenen Glase des Nachbars und fuhr dann fort: „Die Mutter und das Bübel sind dann zu uns hin und haben unterschiedlich mit uns gered't und uns die Hand gegeben, und noch am selben Abend sind wir über den Zierl hereinmarschiert in die Scharnitz, die Frau Herzogin mit uns. Damals hat's da herinnen nit so ausg'schaut wie heut'; damals ist noch nichts da g'standen, wie ein kleines Schanz'l. Das Karbendelthal und die Leutascher Ach haben damals noch zum Freysinger Stift gehört und es hat wohl Beißen gebraucht, bis der Zugang von den zwei Seiten mit einem Verhau vermacht war, über den die Schweden es wohl sollten bleiben lassen, hereinzusteigen. Freilich jetzt ist's getandelt gegen damals! Wie der Bischof von Freising hat Reißaus nehmen müssen vor den Schweden, hat er das Karbendelthal und die Leutasch gern hergegeben für ein ordentliches Reisegeld, und nun soll ein Feind kommen und soll das Plätz'l suchen, wo er sich nicht den Kopf einrennt! Also — wie wir dazumal in den Scharnitzer Wald hereingekommen sind, haben wir uns an den Höhen und in den Schluchten aufgestellt, Frau Claudia alleweil mitten unter uns, recht wie ein couragirter und richtiger Feldhauptmann!"

„Ich hätt' dabei sein mögen," schaltete der Sixtenbauer ein, „wir sind derweil um Kopfstein herum müßig gestanden und haben die harte Wart' gehabt."

„Darüber haben wir nit klagen können. Wir waren kaum fertig mit dem Verhack und haben kaum etliche Bäum' und Stein' zusammengeschleppt gehabt auf der Höh', da sind unsere Vorposten schon eilig hereingekommen und haben die Schweden angesagt. Waren auch gar bald da und sind in den blauen Röcken recht stattlich anmarschirt gekommen. Wir haben uns still gehalten wie die Mäuseln, und die Schweden mochten vielleicht nicht glauben, daß sie eine so starke Besatzung treffen würden, und so ließen wir sie, wie

gerade der Abend anfing zu dämmern, bis an den Verhack herankommen. Da ging der Tanz los! Wie sie sich gerade d'ran machten, zu stürmen, haben wir hinter ihnen schnell ein paar tüchtige Bäume quer hinunter fallen lassen — da war die ganze Schaar in der Mitte eingekeilt, und jetzt sind auf allen Höhen und auf den Schanzen die Feuer und die Fackeln angegangen, und das Schießen von allen Seiten. Ich muß sagen, was wahr ist, die Schweden sind wohl einen Augenblick dagestanden, wie zertrellt, aber sie haben nicht viel Lärm gemacht und haben ausgehalten wie die Mauern. Erst wie der kleine Weckauf, den wir bei uns hat en, die Kugeln so recht mitten unter sie hineingeschmettert hat, sind sie langsam, Schritt vor Schritt und ohne sich umzuwenden, rückwärts gegangen. Jetzt war's Zeit! Durch die Nacht hört' man plötzlich über das Schießen und Schreien eine Stimme, die schreit — Laßt's los! Da hau'n die Unsern mit der Hacken das Seil durch, das die Last festgehalten hat, und als wenn die Berge einfallen thäten, sind die Mordsbäum' und die Felsentrümmer, groß wie die Hüthäuser, in den Engpaß 'runter g'stürzt — einen Augenblick hast durch das Krachen durch ein wildes G'schrei gehört, dann aber ist's auf einen Schlag still 'worden, so schauderlich still, daß uns're Leut' droben die Hüt' abzogen haben und haben ein Vaterunser gebet't für das arme Kriegsvolk, das zermalmt und zerschmettert unter den Felsen g'legen ist . . ."

„Im Tod hört alle Feindschaft auf!" sagte der Alte, indem er sich bekreuzte und ein paar Worte andächtig vor sich hin sprach. Mancher von den Umstehenden hatte den Hut gelüftet, als wolle er mitbeten für die unglücklichen Schweden.

„Ich bin nit weit weg davon g'standen," sagte Schildhofer nach einer Pause, „als Salvaguardi bei der Frau Herzogin, die sich's nicht hat ausreden lassen, mit unter

den Vordersten zu sein. Wär' auch bald übel aus'gangen die Geschicht'! Wie das Seil ab war, und die Bäum' und Felsen fangen an, herunter zu stürzen, schau' ich so in die Höh' und seh', daß gerad' so ein zwanzig Schuh ober uns ein Felsblock aus der Richtung gekommen ist und im nächsten Augenblick auf uns herunterrollen und uns Alle zerschmettern oder mit hinuterwerfen muß zu den Schweden . . . Da ist keine Zeit mehr gewesen zum Besinnen! Schreien hätt' auch nit viel g'nutzt, also hab' ich mich kurz gefaßt . . . ich stürz' vor, pack' die Frau Herzogin um den Leib und spring' mit ihr in eine kleine Schlucht hinein, die daneben angeht, und reiß' sie mit mir auf den Boden nieder. 's war die höchste Zeit — eh' Du hättest Amen sagen können, war der Felsblock schon da, und ist richtig auf den nämlichen Platz, wo die Frau g'standen war, aufgeschlagen und von da in einem Preller gerad' über uns weg in die Tiefen gesprungen. Ist uns nichts zu Leid' geschehen, aber Einen von uns, den Hutter-Franz von Sanct Martin, ein braves Bürschel mit einem richtigen Tiroler-Gemüth, hat das Steind'l mitgenommen und hinuntergelegt, daß er das Aufsteh'n vergessen hat. . . Hab' dann die Frau Claudia wieder feinlich herausgehoben aus der Schlucht und mich woltern entschuldigt, daß ich sie so grob hab' anfassen müssen — aber sie hat mich nit reden lassen, sondern hat mir die Hand 'geben und mir für ihr Leben gedankt. Sie ist auch fest darauf bestanden, daß ich alleweil' bei ihr bleiben sollt', weil sie gesehen hätt', daß ich Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hätt', und sie gern eine treue Seel' um sich haben möcht'. Mir war daheim mein Weib gestorben; so hat mich nichts abgehalten, ich hab' den Hof meinem Bruder übergeben, hab' mein Mädel, die Afra mit hineingenommen nach Innsbruck, und so bin ich halt auch geblieben, wie der Landsturm wieder auseinander'gangen ist. Die Frau Herzogin aber haltet von der Zeit

ein großes Stück auf mich und red't oft mit mir ganz vertraulich, wie mit Ihresgleichen, und auf die Weis' hab' ich von ihr selber erfahren, wie's ihr schon gegangen ist ihr' Lebtag'."

„Schnauf' aus, Schildhofer," rief der Sixtenbauer, „mach' einen tüchtigen Zug, und weil Du doch schon im Erzählen d'rinnen bist, mußt Du uns schon auch noch zum Besten geben, was Du von der Lebensgeschichte der Frau Herzogin weißt!"

Der Passeyrer stand auf und blickte nach der von Seefeld heranführenden Straße hin. „Wird sich nicht mehr machen lassen für heut'," sagte er dann, „denn dort sprengen ein paar Reiter heran, da wird wohl auch die Frau Herzogin nicht mehr lang' auf sich warten lassen."

Das Herannahen der Reiter war bereits von Andern ebenfalls bemerkt worden und brachte auf einmal Leben und hastige Bewegung in die ganze Versammlung. Alles erhob sich und beseitigte die Weinneigen in den Gläsern so rasch als möglich, um sich näher an die Straße und an die Befestigungswerke zu postiren, von wo die erwarteten hohen Personen kommen, und wo die Feierlichkeiten stattfinden sollten.

Die Reiter kamen indessen näher; es waren vier Männer, drei davon durch die Kleidung und deren Farben als Diener des herzoglichen Hauses bezeichnet, der Dritte weit voraus auf prachtvollem Rosse — in Erscheinung und Ausdruck eine Gebietergestalt. Es war ein hoher Mann mit breiter schön gewölbter Stirn, welche überraschend sichtbar wurde, als er im Heranreiten zum Danke für die ihm hier und da zugerufene Grüße den hohen spanischen Hut mit der gefiederten Krämpe abnahm. Langes Haar von kräftigem Dunkelbraun fiel in leichten Locken auf den ausgeschlagenen Spitzenkragen und den gestickten violetten Sammetmantel herab, der um die Schultern flog. Ueber

der angenehm gebogenen Nase blitzten ein paar rasche und durchdringende Augen; der in trotzigem Selbstgefühle leicht aufgeworfene Mund schien an's Befehlen gewöhnt zu sein, und ein scharfer Zug um denselben, der dem sonst gewinnenden Lächeln einen etwas spöttischen Ausdruck gab, ließ vermuthen, daß das gerechte Selbstgefühl von hochmüthiger Ueberhebung nicht frei war.

In der Nähe der Volksmenge angekommen, hielt der Reiter den Lauf seines dampfenden Thieres an und ritt langsam unter stetem Grüßen dem Eingange der Festungswerke zu, deren Besatzung durch sein Erscheinen ebenfalls in Bewegung gerathen war und sich gruppenweise zum Empfange der Landesfürstin bereit stellte.

Auch Schildhofer war mit dem Sixtenbauer hinzugetreten und hatten diesem, sobald man im Stande war, den heransprengenden Reiter zu erkennen, zugerufen. „Das trifft sich eben gut," sagte er, „das ist der Mann, von dem wir vorhin gesprochen haben; das ist Herr Biener, der Staatsraths- und Regiments-Kanzler und vertraute Rathgeber der Frau Herzogin."

Der alte Bauer betrachtete bedächtig den Kanzler, der eben an Beiden vorbeiritt und dem Passeyrer einen herablassenden Gruß zunickte. „Das ist freilich ein stattlicher Herr," sagte er dann, „und ein sauberer dazu — da ist's zu begreifen, wenn die bösen Mäuler zu reden wissen. Aber ich hätt' ihn eher für einen Fürsten oder Kriegsobristen gehalten, als für einen Federhelden oder Papierverderber!"

„Wer weiß," lachte Schildhofer, indem er mit dem Alten der Strömung gegen die Festung folgte, „wer weiß, ob er da nicht auch an seinem Platze gewesen wäre! Das Zeug hat er zu dem Einem wie zum Andern!"

Inzwischen war Kanzler Biener am Thore der Scharnitzer Klause angekommen und hatte dem ehrerbietig saluti-

renden Commandanten angezeigt, daß die durchlauchtigste Frau Erzherzogin mit Begleitung ihm auf dem Fuße nachfolge. Dieser entfernte sich eilig, um seine letzten Anordnungen zu treffen, die Soldaten traten in Reih' und Glied, und die Kanoniere standen mit brennenden Lunten an den Stücken. In der Ferne wurden bereits Staubwolken auf der Straße sichtbar und verkündeten die Ankunft der Hofwagen.

Jetzt trat der wachhabende Cornet vor Biener, der abgestiegen war, sein Roß einem Diener übergeben hatte und nun die Ankunft der Gebieterin erwartete. Es war eine gewöhnlich aussehende gedrungene Gestalt mit unschön zusammengedrücktem und verschobenem Gesichte, zu welchem der blanke Helm und der dunkle Lederkoller etwas befremdlich standen. „Euer Excellenz," begann er mit besonderer Unterwürfigkeit, „habe zu vermelden, daß soeben ein Maleficant eingebracht und mir bis zur Ankunft Euer Excellenz mandirt worden ist. Befehlen, was mit dem Burschen geschehen soll."

„Wer ist der Mensch?" fragte der Kanzler gleichgültig. „Weshalb hat man ihn verhaftet?"

„Er nennt sich Marello," erwiderte der Cornet, „und hat hochverrätherische Reden geführt über Ihre Durchlaucht die Frau Erzherzogin und über Euer Excellenz."

„Sonst nichts?" antwortete Biener mit dem vollsten Ausdruck seiner Würde. „Ihre erzfürstliche Durchlaucht stehen so hoch, daß das verläumderische Gerede eines Vagabunden sie so wenig berührt, als es die Sonne verdunkeln kann, und was er über mich gesagt haben mag, ist ihm verziehen. Man soll dem Kerl mit dem Staubbesen drohen, falls er wiederkommen wollte, und soll ihn über die Grenze jagen!"

Der Cornet schien einen solchen Bescheid nicht erwartet zu haben, er stand unbeweglich und sichtbar verdutzt.

„Nun," rief ihn Biener herrisch an, „was zögert Er, Cornet? Hat Er mich nicht verstanden?"

„Vollkommen, Excellenz," erwiderte dieser, „aber ich meinte nur . . ."

„Er hat nichts zu meinen!" war die rasche und fast heftige Antwort. „Er hat zu gehorchen. Das Fest soll durch nichts gestört oder beeinträchtigt werden; also nochmals fort mit dem Burschen! Nun?" rief er mit spöttischem Lachen, als er sah, daß der Cornet noch immer sich nicht zu gehen anschickt. „Hat Er noch Zweifel?"

„Solches würde sich für mich nicht geziemen," entgegnete der Angeredete, „ich wage es nur, Ew. Excellenz aufmerksam zu machen, daß man bei der Verhaftung von der Erwartung ausgegangen zu sein scheint, durch Verhör und Untersuchung allenfalls die Quellen und Anstifter zu entdecken! . . ."

„Sein Name, Cornet?" fragte der Kanzler, indem sein Auge durchbohrend auf dem Soldaten ruhte, der halb verwirrt auf die unerwartete Zwischenfrage antwortete:

„Georg Neuhaus, Cornet in Ihro landesfürstlicher Durchlaucht neu errichtetem Fuß-Regiment Neu-Arch."

„Ich frage nur," fuhr Biener fort, „um mich an Seinen Namen zu erinnern, wenn einmal irgendwo ein Posten als Gefangenwächter oder Eisenmeister vacant wird. Er scheint besondere Lust zu dem Geschäfte zu haben . . . Indessen aber kein Wort mehr: ich kenne das Nest der Otternbrut recht gut, wenn ich es auch noch nicht aufgestört habe; in keinem Falle bedarf ich dazu die verdächtige Aussage eines Landläufers. Also fort mit ihm über die Grenze!"

Der Cornet war bei Biener's höhnischen Worten bis in die Lippen hinein blaß geworden und vermochte nichts zu erwidern. Dieser hatte es nicht beachtet und wendete sich der Straße zu, auf welcher der fürstliche Wagenzug

schon ganz nahe gekommen war. Eine Secunde lang stand Neuhaus noch wie angewurzelt, dann murmelte er ein paar unverständliche Worte vor sich hin und trat rasch zu seinem Wachposten.

Unmittelbar vor dem Thore des mittleren Festungswerkes war ein breiter Raum freigelassen und nach drei Seiten von Soldaten umstellt. In diesem sollte die eigentliche Feierlichkeit der Einweihung stattfinden; gegenüber stieg das stattliche Marmorportal mit Säulen und schöner Frontspitze empor, mit Gewinden von Tannenzweigen bekränzt und von weiß und rothen Wimpeln umwallt. Das Giebelfeld war durch ein weites blähendes Tuch verhüllt und schien den Kern der Festlichkeit zu enthalten. Der Boden war leicht mit ungehobelten Tannenbrettern verdeckt und darüber Teppiche gebreitet. Ein erhöhter, mit rothem Sammet bekleideter Sitz unter einer Art von offenem kriegerischem Zelte bezeichnete die Stelle, welche für die Erzherzogin bereitet war.

Jetzt hielten die ersten Wagen, und das Volk drängte hinzu, um die aussteigenden Herrschaften möglichst nahe in Augenschein nehmen zu können. Der Sixtenbauer stand mit Schildhofer an einem etwas erhöhten Punkte, von welchem aus der ganze Platz übersehen werden konnte. „Das sind die Herren vom Landesregiment und von der Kammer!" flüsterte Schildhofer seinem Nachbar zu. „Ich kenne sie auch nicht alle, aber der ehrwürdige alte Herr dort im schwarzen Sammetmantel, das ist Graf Berchtold von Woikenstein, der Regimentspräsident, und der Große, Breite neben ihm mit dem blassen Gesicht und dem röthlichen Knebelbart ist der Kammerpräsident Herr Gröbner von Wolfsthurm."

„Und wer ist der Dicke mit dem rothen Gesicht, der fast mühselig aus dem zweiten Wagen steigt?" fragte der

Sixtenbauer. „Der scheint auch nicht der Letzte zu sein, wenn's zur Tafel geht.“

„Errathen, Landsmann. Der edle Herr Schmauß von Angerzell und Kolbenthurm ist dafür bekannt, daß ihm kein schlechter Bissen schmeckt.“

„Desto ausgehungerter schaut der schwarzgelbe Herr aus, dort im rothen Mantel neben dem geistlichen Herrn im dritten Wagen. Kennst Du den?“

„Das wollt' ich meinen!“ erwiderte Schildhofer. „Der ist gar ein großes Thier am Hof und bildet sich noch zehnmal mehr ein, als er ist. Es ist ein Italiener, Graf Montecuculi, der Obersthofmeister der Frau Herzogin ... Den läßt der Hochmuth nicht fett werden und der Neid.“

„Und der geistliche Herr mit dem rothen Kragen und dem Kreuze darauf, das so funkelt?“

„Das ist der hochwürdigste Herr Josua Perkhofer, der Weihbischof von Brixen, der sich eigens die Ehr' ausgebeten hat, daß er den neuen Paß einweihen darf. Die Zwei neben ihm werden wohl seine Gesellpriester sein...“

Lautes anhaltendes Lebehoch=Rufen und der Donner der Geschütze unterbrach das Gespräch. Es galt die Begrüßung der Erzherzogin Claudia, die eben in einem etwas schwerfälligen, aber reich vergoldeten und verzierten Staatswagen herangeflogen kam. In einem zweiten saßen die Frauen der Herzogin. Als die Wagen hielten, schwenkten die Panzerreiter, welche als Escorte vor und hinter denselben geritten waren, rechts und links ab und bildeten ein stattliches Spalier, zwischen welchem sich der Eingang auf den Festplatz öffnete. Während die Diener damit beschäftigt waren, das über dem Schreien und Schießen erschreckte und sich bäumende Sechsgespann zur Ruhe zu bringen, hatte sich der Hofstaat mit den Würtenträgern im Halbkreise versammelt und trat der Gebieterin entgegen.

Herzlich und anhaltend war der Zuruf der Landleute, als die Wagen erschienen waren — er wuchs zu einem wahren Sturme und schien nicht enden zu wollen, als Graf Montecuculi den Schlag unterwürfig geöffnet hatte, und nun die verehrte Fürstin, Allen sichtbar, hervortrat.

Claudia Felicitas von Medicis stand in der vollsten Blüthe reifender Frauenschönheit und machte durch die Hoheit und Anmuth ihrer Erscheinung einen gebieterisch gewinnenden Eindruck. Man sah es der weißen fleckenlosen Stirne unter dem bauschigen durchsichtigen Schleier und dem juwelenblitzenden Diadem kaum an, daß die rauhe Hand eines stürmevollen Lebens schon den Erstlingsduft der Jugend von ihr verwischt hatte, — vielmehr vereinigte sich der darüber gehauchte, fast gramvolle Ernst mit dem feuchten Feuerglanze der schwärmerisch dunklen sehnsüchtigen Augen zu jenem eigenthümlichen Reize, der über einem ruhig zwischen Wäldern hingebreiteten Bergsee liegt und Verlangen erweckt nach den wunderbaren Geheimnissen seiner Tiefe. Um den weichen, schön geschwellten Mund floß ein Lächeln voll Herzensgüte, während die ganze feingebaute und doch füllreiche Gestalt durch Haltung und Bewegung erkennen ließ, daß das gütige Herz im Busen einer Fürstin schlug, die Hoheit und Pflicht sehr wohl kannte und zu wahren wußte. Die Trauerfarben, welche sie sonst seit dem Tode des geliebten Gatten zu dessen treuem Gedächtnisse zu tragen pflegte, waren heut um ein reiches Kleid von rothem geschnittenem Sammet vertauscht, das, bedeckt von schimmernder Silberstickerei, über die schlanken Hüften faltig niederfloß und in einer weiten Schleppe endete, um den Busen aber enganschließend sich in ein durchsichtiges Gewebe der feinsten und zartesten Spitzen verlor.

Als die Fürstin den Wagen verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen und blickte mit sichtbarem wohlwollendem Vergnügen über die Schaaren des sich heran=

drängenden Volkes hin, dessen Zurufen und Hutschwenken nicht nachlassen wollte. Sie nickte lächelnd nach allen Seiten, erwiderte die Grüße mit einer leichten, ungemein anmuthigen Handbewegung und rief im reinsten Deutsch, dem nur hie und da ein fremdartiger Ton anzuhören war: „Ich dank' Euch meine lieben Tiroler, und geb' Euch miteinander ein herzliches Grüß' Gott zurück!"

Während dessen war auch der Erbprinz, ein hübscher blonder Knabe von etwa zwölf Jahren, aus dem Wagen gestiegen, gefolgt von seinem Hofmeister, Freiherrn von Nomi; die Damen waren hinzugetreten und bildeten einen strahlenden Kreis um die Fürstin, der aber nur dazu diente, den eigenen Glanz und die Schönheit derselben zu erhöhen.

Jetzt trat Graf Motecuculi mit der Meldung heran, daß Alles zum Beginne der Feierlichkeit bereit sei. Der schimmernde Zug setzte sich gegen den Festplatz langsam in Bewegung; von der entgegengesetzten Seite aus dem Innern der Festungswerke erschien der Brixener Weihbischof im vollen Ornate, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit und dem Sänger-Chore der landesfürstlichen Capelle, der sich in den innern Räumen versammelt und bereit gehalten hatte.

Unter dem halb ehrfurchsvollen, halb andächtigen Flüstern des Volks schritt Erzherzogin Claudia der Estrade zu, hinter sich ihre Frauen und einen in die Landesfarben gekleideten Pagen, der ihr die Schleppe trug. Unmittelbar hinter ihr folgte der kleine Erbprinz Ferdinand Karl, links von seinem Erzieher, rechts von einem eisgrauen und altersgebückten Manne in schwarzer geistlicher Ordenstracht geleitet; es war der Beichtvater der Herzogin, Pater Malaspina von der Gesellschaft Jesu. An diese reihten sich die Hofleute und hohen Würdenträger, Alle überragt und verdunkelt von der Hoheit und Herrschermiene des Staatskanzlers.

Als Claudia sich unter dem Thronzelte niedergelassen hatte, begann die Feierlichkeit. Mit mächtiger, klangvoller Stimme intonirte der Weihbischof die gebräuchlichen Gebote und Formeln, in feierlichem Chore von den Tönen einer tragbaren Orgel und dem Gesange der Capelle erwidert. Weich und süß schwebten die ernstschmeichelnden Töne empor, wie die Wolken des Weihrauchs aus den geschwungenen Rauchfässern; die klaren Silberkehlen verriethen, daß die schöne Herzogin aus der welschen Heimath mit der Liebe für Musik und Gesang auch die Sänger und Castraten mitgebracht hatte. Dann sprengte der Bischof mit dem Wedel Weihwasser über das Festungswerk und sprach mit kreuzweise erhobener Hand den Segen und das Schlußgebet. Das letztere wurde mit erhöhter Stimme und zur allgemeinen Verständlichkeit in deutscher Sprache gesprochen.

„Allmächtiger, ewiger Gott," rief der Bischof mit Salbung, „der Du die Kraft David's erwählet zu Deinem Rüstzeug wider die Philister! Der Du Berge baust um Jerusalem her und einen unwiderstehlichen Wall rund um Dein Volk, laß Deinen Segen herniedersteigen auf diese Mauern, die wir erbaut haben zu Schutz und Schirm des Unsrigen, vor Allen aber Dir zu Ehr' und Preis, damit Deine ewige alleinwahre Lehre rein und unverfälscht bewahrt bleibe in dieser Zuflucht Deiner Berge, die so unerschütterlich stehen, wie unsere Zuversicht! Laß die Fluthen des Unglaubens rückwärts strömen von diesem Damme, und zerschellen laß die Macht der Gottlosen an diesem Bollwerke! Du streite mit Deinem Volke, damit es Dir dienen möge in Frieden und Gottseligkeit, und wir eingehen zu Dir und der Herrlichkeit, die da währet durch die Jahrhunderte aller Jahrhunderte!"

„Amen!" tönte der harmonische Chor entgegen; auf ein gegebenes Zeichen krachten die Feuerschlünde von den

Wällen, und vermischt mit dem Zurufe der Volksmenge rollte der Widerhall gewaltig und erschütternd an den Bergen dahin. Der Zuruf galt Herzogin Claudia, denn von der Frontspitze war die Verhüllung gefallen, und in riesigen goldenen Buchstaben leuchtete weithin der Name, den das neugeweihte Festungswerk für alle Zeiten tragen sollte — Porta Claudia.

Die Fürstin war in ruhig würdiger Stellung dagesessen und hatte der gottesdienstlichen Feier mit Andacht gelauscht: bei deren Schlusse und bei Enthüllung der Inschrift erhob sie sich rasch und blickte fest auf das Thor und dann über die jauchzende Menge hin. Es war nicht zu verkennen, daß ein Gefühl stolzer Befriedigung durch ihre Seele ging.

Eine kurze Unterbrechung trat ein, während welcher die Angehörigen des Hofstaats und die Beamten sich herzudrängten, um der Gebieterin zu dem Vollendeten ihre Glückwünsche, mit einigen Körnern Schmeichelei vermischt, darzubringen. Biener allein blieb an seinem Platze stehen, als halte er es unter seiner Würde, mit der Menge zu huldigen, und als warte er den für ihn geeigneten Augenblick ab, um seine Freude an dem Gelingen eines Werkes auszusprechen, das er im Stillen mindestens zur Hälfte das seine nannte. Der Herzogin entging seine Zurückhaltung nicht; eine Secunde lang glitt ihr Blick wie erwartend und fragend über ihn hin, und es war, als wolle ihre klare Stirne sich etwas unmuthig bewölken.

Vielleicht hätte sie die Aufklärung seines Benehmens gefordert, allein die zweite Hälfte der Feierlichkeit vergönnte ihr keine Zeit dazu. Der kirchlichen Ceremonie folgte die höfische: in den offenen Kreis vor dem Thronsessel trat ein ältlicher Mann mit fahlblondem Haare, schmalem Gesichte und kleinem Zwickelbarte, in schwarzem Mäntelchen eine mächtige Rolle in der Hand. Es war der Regiments=

Vicekanzler Pappus, beider Rechte Doctor, nebenbei aber auch kaiserlich gekrönter Poet und darum auserwählt, das Musenopfer darzubringen, das bei einem solchen Anlasse nicht fehlen durfte.

Er entfaltete seine Rolle, bei deren Anblick Mancher seinem Nachbar einen bedenklichen Blick zuwarf, und aus welcher der Poet mit feiner Stimme und fortwährendem Pathos sein Carmen herabdeclamirte. Es war ein lateinisches Lobgedicht auf Claudia, in langen klappernden Distichen, an Seichtheit und Schwulst nur von seiner Länge übertroffen. Der Poet begann mit dem ersten Menschenpaare im Paradiese und bot alle Gottheiten des heidnischen Olymps, alle Helden aus der Geschichte der Römer und Griechen und die Namen der berühmten Frauen aus allen Jahrhunderten auf, um zu versichern, daß Alles das hinter der Gefeierten des Tages zurückbliebe, und daß eigentlich von ihr erst eine neue Aera des Menschengeschlechts beginne.

Unmuthig und gelangweilt standen die Zuhörer, obwohl nach Stand und Würden bemüht, diesen Eindruck zu verbergen — auch Claudia's Antlitz verlor, während sie vor sich niederblickte, immer mehr den Ausdruck der Güte. Der Einzige, der seinen Unmuth nicht zu verhehlen suchte, war der Staatskanzler. Geberde und Miene verriethen denselben, und als der unglückselige Poet eben wieder ein Blatt seiner Rolle zu entfalten begann, flüsterte er dem neben ihm stehenden Kammer-Präsidenten Gröbner von Wolfsthurm halblaut, doch so, daß es allen Umstehenden vernehmlich war, zu: „Der Marsyas von einem Poeten verdirbt die Stimmung und den ganzen Eindruck! Welch' ein Gewäsch — und noch dazu lateinisch! Das Alles hätte sich in zwei Zeilen sagen lassen!"

Der Angeredete erwiderte nichts; er war erstarrt über Biener's Kühnheit, der ein Lobgedicht auf die Herzogin ein

Gewäsch zu nennen wagte, und zudem in solcher Nähe derselben, daß sie die Lästerung wohl gehört haben konnte. Claudia hatte sie auch vernommen, aber sie blieb unbeweglich, als wäre nichts geschehen.

Jetzt endlich schloß der kaiserlich gekrönte Poet mit einem Lebehoch auf die Herzogin, in das Alle um so freudiger einstimmten, als es ihnen vergönnt war, sich wieder zu regen und frei aufzuathmen. Indeß die Dienerschaft Wagen und Pferde zur Abfahrt bereitete und herbeiführte, schickte die Herzogin sich an, das Innere des neuen Festungswerkes zu besehen.

Auf dem Wege dahin, an Biener vorüberschreitend, blieb sie stehen, blickte ihn durchdringend an und rief: „Ihn darf ich nicht einladen, Herr Kanzler, das Werk zu besehen, dessen Lob Ihm so widerwärtig geklungen hat."

„Das Lob nicht, Ihro Durchlaucht," sagte Biener mit feinem Lächeln und ehrfurchtsvoller, doch männlicher Haltung, „wohl aber die Art des Lobes!"

„Eine bloße Ausflucht! Zum Beweise wird Er mir zeigen, daß sich Alles, was wir gehört haben, wirklich in zwei Zeilen sagen läßt!"

Das Lächeln um Biener's Lippen zuckte stärker. „Wollen Durchlaucht bedenken, daß ich kein kaiserlich gekrönter Poet bin . . ."

„Gleichviel. Er thut, was ich befehle, oder bekennt, daß schmähsüchtig tadeln leichter ist, als besser machen."

„Ihro Durchlaucht Befehl kann mich zu Allem machen — warum nicht auch zum Dichter?" entgegnete Biener unterwürfig. „Es galt ein Gedicht zum Lobe Ew. Durchlaucht — hätte ich ein solches zu machen gehabt, so hätte ich mich einfach an den Hirten und Schiedsrichter weiland Paris erinnert und ihm zugerufen:

„Den Apfel, Einer von drei Göttinnen vermeint,
Der Fürstin reich' ich ihn, die — alle Drei vereint!"

Ehrfurchtsvoll verneigte sich Biener; ein Geflüster durchlief die Reihen der Umstehenden, die mit sehr verschiedenen Erwartungen auf die Wendung des Gesprächs gelauscht hatten — Claudia schritt ohne ein Wort zu erwidern, der Porta zu, aber ein flammendes Roth, das Gesicht und Nacken überflog, verrieth, daß das Impromptu des Kanzlers seine Wirkung nicht verfehlt hatte.

Biener folgte nicht; er warf sich auf's Roß und flog in den nächsten Secunden die Straße zur Hauptstadt dahin.

Zweites Kapitel.

Büchsenhaus.

Ein drückend schwüler Sommertag ging zu Ende; die Sonne war eben daran, hinter den Wald- und Felszacken der Frau Hütt zu versinken, und während ihr Glanz noch roth und golden auf den Hochebenen des rechten Innufers ruhte und den Höhenzug der Waldraster- und Serlesspitze überstrahlte, begann das linke Ufer bereits in Schatten zu versinken. Ersehnte erfrischende Kühlung breitete sich immer weiter die Berghänge herab, in die Häuser von Hötting und Sanct Nicola bis an den ernst und breit dahinrauschenden Innstrom.

Vor einem der letzten Häuser der Vorstadt saß ein Bauernmädchen auf der Thürbank und blickte mit starren verschwimmenden Augen in den Widerschein des Sonnenuntergangs hinaus. Die Stirne, um welche das dunkelbraune Haaar in sich kreuzenden Zöpfen geschlungen war, hob sich rein und frei empor, aber sie schimmerte, wie das ganze Antlitz des Mädchens, von ganz ungewöhnlicher, fast

leuchtender Bläſſe. Das erhöhte den Ausdruck von Ernſt, der die ſonſt wohlgeformten Züge beinahe ſtreng und hart erſcheinen ließ. Sie hatte die Hände feſt gefaltet und ließ ſie regungslos im Schoße auf der weißen Schürze ruhen: ſie ſchien weder auf ſich, noch auf ihre Umgebung zu achten und in einem Zuſtand wachender Träumerei verſunken zu ſein.

Sie bemerkte es daher auch nicht, als hinter ihr an dem geöffneten Fenſter des Erdgeſchoſſes ein paar bebende, altergefurchte Hände ſichtbar wurden, welche nach dem Geſimſe taſteten, und denen die Geſtalt eines Mannes in ſchwarzem abgetragenem Kittel folgte, eine gebeugte und doch hohe Greiſengeſtalt mit kahlem, nur von einem Silberreife eingefaßtem Schädel, mit ſchneeweißem buſchigen Brauen, unter welchen ein paar dunkle verſchleierte Augen weit geöffnet mit jenem Ausdrucke der Unſicherheit ſtarrten, welche den Blinden kennzeichnet. Der Mann blieb einige Augenblicke am Fenſter ſtehen, athmete tief die heranſtrömende Kühlung ein und murmelte dann vor ſich hin: „Die Sonne muß hinunter ſein . . . der Inn rauſcht ſchon ſtärker und lauter herauf . . .“ Damit verſchwand er wieder vom Fenſter, und bald erklangen aus dem Hintergrunde des Zimmers die weichen getragenen Töne eines Kirchenliedes, kunſtlos aber mit großer Innigkeit auf einem tiefklingenden Inſtrumente geſpielt.

Das Mädchen vor der Thüre kannte das Lied, denn ſie fuhr aus ihrem Brüten auf; es kam Leben über ſie, und während die zuvor ſtreng geſchloſſenen Hände ſich linder und wie zum Gebete in einander falteten, ſenkten ſich auch die Augen, eine Thräne perlte unter den Lidern und rann die bleichen Wangen hinab. Das Spiel des Alten klang immer ergreifender aus der dunkelnden Stube; die Töne ſchwebten tief, ruhig und doch ſo mächtig heraus, als wäre es der Geſang einer ſchönen Menſchenſtimme, welche wort=

los nur um so stärker zum Herzen drang, als suchte sie, es in seinen innersten Wurzeln zu fassen und zu erweichen. Immer häufiger rannen die Thränen des Mädchens, und als das Lied schon verklungen war, saß sie noch eine Weile stumm und regungslos, das überströmte Angesicht in den Händen verbergend.

Nach einer Weile erschien der blinde Alte am Fenster wieder. „Afra,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick horchend gestanden hatte, „Afra — ich höre Dich nicht, bist Du da?“

Das Mädchen bejahte, indem sie sich bemühte, in dem Tone ihrer Stimme ihre Erschütterung nicht durchklingen zu lassen.

„Ist es schon Nacht?“ fuhr der Greis wieder fort. „Es ist mir, als wenn schon die feuchte Thauluft durch die Bäume ginge!“

„Es fängt zu dämmern an,“ erwiderte Afra, „auf unserer Seite ist's schon dunkel und kühl, aber drüben ist's noch leidlich hell: ich seh' das Kreuz noch schimmern auf der Kirche von Heiligenwasser!“

„So komm' zu mir herein, es währt wohl noch eine Weile, bis Dein Vater nach Hause kommt. Wir können noch ein Wort reden von Gott und gottseligen Dingen: draußen ist's nichts sicher, die Ohren der Lästerer und Horcher sind offen überall . . .“

„Ich komme!“ sagte das Mädchen aufstehend. „Der Vater könnte schon lange da sein, ich begreife nicht, was ihn so lang' verhält: es muß wieder wichtige Dinge abgeben drüben in der Burg. Ich komme,“ wiederholte sie, sich umsehend, „mir ist's so schwer um's Herz — ich hab' ein gottseliges Wort vonnöthen und ein frommes Gebet.“

Sie trat in's Haus, hielt aber an der Schwelle inne, denn die Berggasse herauf ließ sich der Laut herannahender Tritte vernehmen. „Es kommt Jemand,“ flüsterte sie dem

Alten durch's Fenster zu, „ich will erst sehen, wer es ist, — das ist nicht des Vaters Gang!" Der Blinde verschwand in der dunklen-Stube, das Mädchen blieb, an das Thürgerüst sich lehnend, stehen, und auf dem Sträßchen, zwischen den Bäumen und entlang der Mauer des Kirchhofes wurde die rasch heranschreitende Gestalt eines Mannes sichtbar.

Afra erkannte den Nahenden; sie wollte im ersten Augenblicke in's Haus hineinschlüpfen, besann sich aber ebenso schnell und verharrte in ihrer Stellung, als ob sie den Ankömmling nicht bemerkte. Es war ein hochgewachsener junger Mann in dunklem Wams, eine ringsum aufgekrämpte Mütze auf dem kräftig emporgetragenen Krauskopfe. Auch er schien nur rasch vorüber eilen zu wollen, als er aber in die Nähe des Hauses kam, ward sein Schritt wie unwillkürlich langsamer, er lüftete die Mütze und rief Afra zum Gruße das landesübliche „Gelobt sei Jesus Christus!" zu.

„In Ewigkeit!" sagte das Mädchen. Der junge Mann blieb stehen, er schien auf eine weitere Anrede zu sinnen, oder eine solche erwarte zu haben; so kam es, daß die Beiden einen Augenblick sich schweigend gegenüber standen. „Er hat wohl ein Geschäft, Meister," begann endlich Afra, „weil Er noch Abends bis zu uns herauf kommt?"

„Wie man's nehmen will, Jungfer!" erwiderte der Mann, sichtbar erfreut, einen Anlaß zu längerem Verweilen gefunden zu haben. „Ich hab' allerdings ein Geschäft, geh' aber auch gar gern die Höhen bis zur Weiherburg hinauf. Der Ausblick auf die Stadt und auf's ganze Thal ist wunderlieb da droben, und wenn man den langen Tag an der Ess' und am Ambos gestanden hat, thut es gar zu wohl, wenn man Abends ausschnaufen und sich in der Kühle erlustiren kann."

„Ja, es ist schön auf der Höh'," nickte Afra, „und der alte Spruch sagt nit umsonst, nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Wenn man so hinaus schaut, wie die Sonn' hinunter geht, und wie's immer dunkler wird, und wie die Wälder immer schwärzer werden und immer stiller, daß Einem ist, als hörte man's, wie die ganze Welt unsichtbar niederkniet und anfangt, zu beten . . ."

„Ja ja," rief der Meister freudig, „das ist gerad', was ich auch verspür', wenn ich's auch nit so schön und rechtsinnig sagen kann, wie Sie, Jungfer... ich kann mit der Hand besser fort, als mit der Zung'! Das ist das Einzige, was mir abgeht, wenn ich so still und allein durch alle die Schönheit dahin geh', daß ich Niemand bei mir hab', der das sagt, was ich mir denke, oder der mich versteht, wenn ich's selber sagen will in meiner unbeholfenen Weis'. Da fallen mir immer die andern, die ältern Meister und Bürger ein, und wie gut sie's haben! Wenn's Feierabend ist, dann wartet die Frau schon unter der Werkstatthür' und hängt sich dem Mann an den Arm, und die Kinder drängen sich hinzu und nehmen Vater und Mutter an der Hand, und so geht der ganze Zug hinaus in's Freie, und Alle freuen sich mit einander, und Jedes freut sich für sich, und was jedes Einzelne freut, das . . ."

Ueber Afra's Züge flog bei den Worten des Meisters eine leichte Verwirrung. „Habt Ihr nit gesagt," unterbrach sie ihn, „Ihr hättet ein Geschäft . . .?"

„Das hab' ich auch, Jungfer," entgegnete der Meister, „und ich bin nit so gar weit von ihm weg, als Sie vielleicht meint. Sie weiß wohl schon, daß ich's herausbekommen hab' von der Regierung, mich als Schmied einzurichten. Ich hab's gethan und habe mir mein Haus gebaut, oberhalb der Innbrücke — nun, Sie kennt ja den Platz . . . das ist nun fertig und steht so stattlich da, daß Einem das Herz im Leibe lachen muß, wenn man vorbei

geht daran . . . und da hab' ich mir nun gedacht . . . da wollt' ich nun . . . da mein' ich, weil Ihr Vater immer so freundschaftlich mit mir gewesen ist, es würd' ihn auch freuen, wenn er sieht, was ich vor mich gebracht', und da wollt' ich ihn einladen, daß er bei mir einkehren soll und soll das Haus und die Werkstadt besehen . . ."

„Ich dank' Ihm, Meister!" war des Mädchens Antwort. „Ich will's dem Vater wohl ausrichten, denn es wird ihm fein Freud' machen, mein' ich!"

„Und dann," fuhr der Schmied mit merklichem Zögern fort, „dann hab' ich fragen wollen, ob ich die Jungfer nit auch einladen dürfte?"

„Ich will kommen — mit dem Vater," sagte Afra befangen, „wenn es Ihm Freude macht . . ."

„Wenn es mir Freude macht, Jungfer? rief hastig der Meister, indem er einen Schritt näher trat. „Kann Sie auch nur fragen ob es mir Freude machen würde, Sie bei mir, in meinem Hause zu sehen? — Ich habe, wies Brauch ist in einem christlichen Bürgerhaus, einen Spruch in Stein graben und über die Thür setzen lassen — einen Spruch, den ich mir selber zusammengeschmiedet hab', und der's aussprechen soll, wie ich's halten will in meinem Haus und meinem Handwerk. Der Spruch heißt:

Segen ströme über dieses Haus von oben,
Alle Hammerstreich' sollen Den, der segnet, loben!

Sieht Sie, Jungfer, wenn Sie zu mir kommt, dann weiß ich, daß ich das nit umsonst geschrieben hab' . . . das ist mir dann ein Unterpfand und Zeichen, daß der erste Theil des Spruchs sicher in Erfüllung geht . . ."

Die Verwirrung und Befangenheit Afra's stieg unverkennbar. „Was könnt' ich dazu thun . . .?" flüsterte sie.

„O Sie kann!" rief der Schmied, immer wärmer werdend. „Sie kann, wenn Sie nur will! Denn wenn Sie nun käm', und es gefiel' Ihr bei mir . . . wenn es

Sie gar anheimeln thät', wie an einem Ort, wo man sich denkt, da ist's gut sein, da möcht' ich bleiben . . . Mir dringt ordentlich das Blut zum Herzen, wenn ich mir das nur denke . . . dann gäb' es keinen glücklicheren Menschen in ganz Tirol, dann sollten die Hammerstreiche in der Schmiede klingen, daß man es ihnen von Weitem anhört, wie auch der zweite Theil meines Spruchs in Erfüllung gegangen ist . . ."

Der eifrige junge Mann war im besten Zuge, seinem Herzen noch weiter Luft zu machen, aber er unterbrach sich selbst, da Afra nicht einen Laut erwiderte und in so sichtbar peinlicher Verwirrung zuhörte, daß es auch einem minder begeisterten Beobachter nicht entgehen konnte.

„Sie redet gar nichts, Jungfer!" begann er dann mit stockendem Athem wieder. „Bin ich Ihr so zuwider, oder ist das, was ich Ihr sage, gar keiner Antwort werth? — Ich kann mir's nit einbilden; Sie ist ja sonst lieb und gut und fromm mit Jedermann — aber wenn's auch wär', es muß einmal herunter von meinem Herzen, und ich muß eine Antwort haben . . . Ich will es Ihr daher sagen, Jungfer, wenn Sies noch nicht weiß, daß ich Sie in mein Herz eingeschlossen hab' — daß ich Sie für ein braves, liebes Mädel halt', das einen ehrlichen Kerl so glücklich machen kann, als ein Christenmensch nur sein und werden kann — und daß ich Sie gern in mein Haus einführen möchte als meine liebe Frau und christliche Ehewirthin . . . Mit Ihrem Vater hab' ich schon gesprochen, Jungfer . . . sollt' er Ihr noch nichts davon gesagt haben?"

Afra athmete tief auf und strebte darnach, sich zu fassen; da das gefürchtete entscheidende Wort ausgesprochen war, fühlte sie sich freier und vermochte dem Meister offen in's Gesicht zu sehen.

„Mein Vater hat wohl schon mit mir gered't," sagte sie dann, „ich dank' Ihm auch von Herzen, Meister, für

die gute Meinung und für die Ehr', die Er mir anthut, aber . . ."

„Aber . . .? Sie hat ein Aber?" sagte der Schmied verdüstert . . . „Dann weiß ich meine Antwort schon! Sie will nicht . . ."

„Versteh' Er mich recht, Meister . . . vom Wollen ist gar nit die Red' . . . aber ich kann Seine Frau nit werden . . ."

„Sie kann nit? Und darf ich wissen, warum?"

Afra zögerte einen Augenblick und sah zu Boden, dann schlug sie das immer klarer werdende Auge auf und sagte ruhig: „. . . Weil ich ledig bleiben will meiner Lebtag' und als eine christliche Jungfrau sterben — ich hab's Gelübd' so gethan . . ."

„Sag' Sie das nit!" rief hastig der Meister. „Das kann ja nit sein und soll nit sein! Ich weiß wohl, daß Sie eine fromme und gottesfürchtige Person ist, aber Sie hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck und weiß, daß Sie das auch als Frau sein und bleiben kann . . . Und Sie sollt' allein und ledig bleiben und sollt' verblühen und verkommen, wie ein einschichtig's Blümel . . .? — Nein nein! Sie meint wohl, Sie will mir nit weh' thun . . . Sie sagt nur so, weil Sie mir den bittern Trank versüßen möcht' . . . Ich bin der Jungfer wohl zu gering!"

„Das wär' sündliche Hoffahrt von mir!" rief Afra rasch. „Ich hab' nichts gegen Ihn, Meister — Er ist eine viel bessere Frau werth, als mich . . ."

„Eine bessere? Die giebt's nicht! Und wenn's Eine giebt, die der Jungfer das Wasser reichen kann — ich kann doch keine Andere so lieb haben, wie Sie . . . So," schloß er dann, sich abwendend und mit der Hand über die Stirn fahrend, „so — nun ist's gesagt — und aus ist es auch, ich habe meine Antwort und kann gehen . . ."

„Geh' Er nit im Unwillen von mir, Meister!" sagte

Afra, ihm treuherzig die Hand bietend. „Gott ist mein Zeug', daß ich Ihm die reine Wahrheit gesagt hab'... und trag' Er mir's nit nach, daß ich's so gerad' heraus..."

„Ich dank' Ihr dafür, Jungfer!" sagte der Meister, indem er die dargebotene Hand ergriff und festhielt. Eine männliche Rührung zuckte über sein Gesicht; er biß sich auf die Unterlippe, um ihrer mächtig zu bleiben. „Leb' Sie denn wohl, Jungfer Afra!" sagte er dann. „Gott behüt' Sie, und es soll Ihr immer recht gut geh'n Ihr Leben lang ... ich geh'. Ich will Ihr nit vorlamentiren, wie schwer mir um's Herz ist, und wie leicht es war, wie ich die Gassen heraufgegangen bin ... es thät' mir wohl auch nit ansteh'n ... aber das ist gewiß, Jungfer, und darauf kann Sie leben und sterben ... mit mir wär' Sie gewiß auch nit schlecht ..."

Die Stimme brach ihm; heftig schüttelte er noch einmal Afra's Hand und eilte den Höhen zu.

Langsam, sinnend trat Afra in die dunkelgewordene Hausflur und in die völlig verfinsterte Stube des Alten. „Dort auf dem Ofengesims," sagte er zu der Eintretenden, liegt Stahl, Zunder und Feuerstein, wenn Du Dir Licht machen willst — ich weiß, Du bist nicht gern im Dunkeln und ich bin's schon gewohnt, zu sitzen in den Finsternissen wie in den Schatten des Todes ..."

Das Mädchen tastete nach dem bezeichneten Orte; nach einigen Schlägen glimmte der Zunder, und eine kleine Oellampe, wie die Bergleute sie in den Schachten zu tragen pflegen, warf ihren mattröthlichen Schein auf die weißen schmucklosen Wände der kleinen Stube, auf die braune niedrige Balkendecke und die dürftige Einrichtung. Sie bestand nur aus einem hölzernen Bettgestell in der Ecke mit dem ärmlichen Lager des Alten. Darüber waren eine Bergmannsmütze und unter dieser Fäustel und Hammer kreuzweise aufgehauen, dem Eintretenden ein Zeichen,

welchem Stande der Bewohner früher angehört hatte. In einer Ecke unweit des Fensters waren die Werkzeuge und Spuren seiner jetzigen Beschäftigung zu sehen, eine Schnitzbank mit allerlei Geräthen und Schneidezeug, fertigen und halbfertigen Instrumenten von geigenartigen Form. Der Greis saß an der Schnitzbank und prüfte und verbesserte eben an dem Halse eines solchen. Es waren Bratschen oder Violen, die der Blinde, dem Licht und Dunkel gleich war, zur Erholung und Zerstreuung mit merkwürdiger Geschicklichkeit zusammenbasselte.

Er wandte den Kopf seitwärts, als er Afra neben sich hintreten hörte. „Du bist lang' ausgeblieben," sagte er, „schau' Dir nun die Viol' an, die ich fertig gemacht und heut' zum erstenmal gehört habe. Hat sie nicht einen schönen lieblichen Ton?" Er hielt Afra die Geige hin, die sie wie schwermüthig betrachtete. „Wohl," flüsterte sie, „hat sie einen schönen, einen gewaltigen Ton, — er geht Einem zum Herzen, man weiß selbst nicht wie . . ."

Um das Antlitz des Alten spielte ein verklärendes Lächeln. „Ich will es Dir sagen, Afra," flüsterte er geheimnißvoll, „Dir ganz allein, warum der Ton solche Gewalt hat Es ist meine Mutter, die Stimme meiner Mutter wohnt in der Viola . . . Ich kann mir denken, daß Du darüber verwundert bist, und Du meinst vielleicht, ich fasele und bin irr' im Kopf aber es ist nicht so! Wenn man blind wird, da begreift man erst, was es um einen Ton und um eine liebe, zum Herzen gehende Menschenstimme ist: man vergißt sie nie wieder, und gar manche, an die man lang' nicht mehr gedacht hat, und die schon ausgetönt hat seit Jahrzehnten, klingt in der Nacht und in der Einsamkeit noch herüber, als wie ein Wiederhall in den Bergen! Es ist mir auch so gegangen — und eine Stimme, die kam am öftesten zu mir und war mir die liebste von allen, und ich brauchte mich nicht lang zu be-

sinnen, wem sie einmal angehört hatte ... es war die Stimme meiner Mutter, wie ich sie durch den Schlaf in der Wiege gehört habe, und wie sie beim Gebet aus Allen heraus erklang, so tief und so weich, und ach, so voll unerschöpflicher Liebe ... Seitdem ließ es mir keine Ruhe — ich wollte eine Viola machen, die den Ton ihrer Stimme hätte, damit sie auch Andern forttönen soll wie eine Engelsstimme aus der Ewigkeit ... jetzt, nach vielen Versuchen, ist es mir gelungen! Bei dieser Geige hat mir die Mutter selbst die Hand geführt ... ihre Stimme ist's, die darin wohnt ..."

Der Greis streckte die Hände nach dem Instrumente aus, das ihm Afra zurückgab, tastete nach dem Bogen und führte einige Striche über die Saiten. Dabei neigte er sich tief zu der Geige herab, als ob er den Ton recht genau hören und in sich hineinschlürfen wolle.

„Spielt weiter, Vater Schwarze!" sagte Afra, als er inne halten wollte. „Spielt mir das Lied noch einmal. Es hat mich vorhin wunderbar getröstet, wie mir so weh um's Herz war, daß ich gemeint hab', es müßte abspringen vor Leid! Vielleicht hilft es mir wieder -- ich hab's nöthig, ich bin noch betrübter, als zuvor, weil ich auch einem Andern das Herz habe schwer machen müssen ..."

„Ich hab's errathen, was es war!" nickte der Blinde. „Ich habe Würdinger, den wackern jungen Schmiedemeister, an der Stimme erkannt ... Du hast ihn abgewiesen?"

„Was hätt' ich sonst thun sollen ... Ihr wißt ja ..."

„Ja ja, ich weiß!" murmelte der Bergmann. „Es ist nicht leicht, sich loszureißen von der Welt — d'rum will ich Dir das Lied spielen; aber denke auch an die Worte, die dazu gehören — die geben den besten und den einzigen Trost ... Du weißt ja ...

Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,

Der treuen Vaterpflege
Deß der den Erdkreis lenkt . . ."

Er begann die Weise des Liedes, erst leise, dann immer stärker und stärker, tief das Haupt herabgeneigt auf die Geige. Gegen das Ende zu verklang sie wieder schwächer, aber so klar, daß man die Beruhigung daraus hervor fühlte und das Vertrauen auf Den, der Wolken, Luft und Winden ihre Ziele giebt und ihre Bahn.

Der Alte schwieg eine Weile, als wenn er den Tönen nachhorchen wollte: dann wendete er sich Afra zu, welche, die Hände vor dem Angesichte, bitterlich schluchzte.

„Hat die Stimme nicht zu Dir gesprochen?" sagte er. „Worüber weinst Du?"

„Worüber sonst, als daß ich so unglücklich bin — ach so bodenlos unglücklich . . .!"

„Gräme Dich nicht darüber und freue Dich vielmehr, wenn Dein Gemüth erweicht ist bis auf den Grund. Um so näher ist Dir das Heil, denn die Gnade will ein zerknirschtes Herz!"

„O, ich bin ihrer nicht würdig!" jammerte das Mädchen. Ich werde sie nie empfangen! Ich habe keinen Gedanken, kein Gefühl, als die bittere Reue über das, was ich gethan — hinter den Rücken meines guten, lieben Vater's gethan hab'... O Du heilige Mutter, wenn er's jemals erfahren thät', daß ihn sein einziges Kind so hintergeht . . . es wär' sein Letztes!" Ein unwillkürlicher Schauder überflog sie bei dem Gedanken.

„Thörichtes Kind," entgegnete der Alte, kannst Du von Reue sprechen, wo jeder Deiner Gedanken eine Lobpreisung des Herrn, jedes Gefühl ein Dankgebet sein sollte für ihn, der Dich erwecket hat zum Licht und nicht will, daß Deine Seele verloren sei!"

Afra erwiderte nichts; sie vermochte nicht zu sprechen vor Thränen.

„Was Dich beunruhigt,“ fuhr der Greis fort, indem er sich mit Würde erhob, „hat mir den Frieden meiner Seele wiedergegeben und sie mit nie geahntem Entzücken erfüllt! . . . Kannst Du es begreifen, kannst Du Dir die Verzweifelung vorstellen, die über mich kam, als ich blind wurde? — Du kannst es nicht! Ich war, wie so viele Andere, aus meiner Heimath in Sachsen als Bergmann nach Tirol gewandert und hatte in den Gruben von Schwaz mein Unterkommen gefunden: es war wohl ärmlich, aber ich war zufrieden — ich hatte daheim es nicht so gut gehabt, denn gar viele von den Erzgruben waren dort über'm Kriege unbebaut und in's Freie gefallen! Mein Weib hatt' ich lang zuvor eingegraben auf dem Eislebner Kirchhof, und mein einziger Sohn, mein Fürchtegott, war bei mir und arbeitete neben mir im Stollen — ein Junge, an dem kein böses Aederchen war, kräftig und schön und wohlgemuth und der Stab meiner Hände, die allgemach zu zittern begannen . . . Da kam der unselige Tag, an dem ich Alles verlieren sollte . . .! Wir hatten eine Miene gebohrt in's taube Gestein und wollten es sprengen: ich stand zuvörderst und hielt die Lunte an den Faden! Es brannte auf und erlosch, die Mine sprang nicht — ich trat näher, um zu untersuchen, woran es fehlte . . . da flammte vor mir eine ungeheure Lohe empor und mir entgegen — ein entsetzlicher Knall erschütterte die Grundfesten des Berges . . . Wie ich wieder zu mir kam, fühlte ich Luft und Sonne, ich spürte, daß ich im Freien lag und gerettet war . . . aber das Feuer hatte meine Augen zerstört . . . mein Fürchtegott lag unter dem eingegangenen Gestein begraben . . .“

Ergriffen faßte und drückte Afra die Hand des Alten, der erschüttert inne hielt.

„. . . Ich will Dir nicht schildern, was in mir vorging,“ begann er wieder, „dafür giebt es keine Worte und

keinen Ausdruck . . . als ich geheilt war und man mir einen Rücksack umhing mit einem Stücke Brod und einen Stecken in die Hand gab und mich hinausstieß als alten blinden Bettler — da streckte der Satan der Verzweiflung die Krallen nach mir aus, ich fluchte und fletschte die Zähne gegen den Himmel, den ich nicht mehr sah. Da war's, wo ich zum ersten Mal die Stimme hörte, die jetzt aus meiner Geige spricht, und es war, als ob sie aus weiter, weiter Ferne mir das ‚Befiehl Du Deine Wege' zusänge! Die Verzweiflung wich vor ihr, aber ein finsterer Mißmuth blieb — ich grübelte und zweifelte und grollte dem Herrn, daß er mich so sehr heimgesucht hatte. So bettelte ich durch's Land, bis mich Dein mitleidiger Vater aufnahm, mir Obdach und Nahrung und die Mittel gab, meine Geigen zu schnitzen. Glaubst Du aber, daß ich es ihm dankte? Ich murrte wider mich selbst, aber ich konnte den Dank nicht in mir finden . . . Da kamst Du zu mir, Afra, und wurdest der Morgenstern in der Nacht meiner Trübsal! Du schlossest Dich an mich an, Du faßtest Vertrauen zu mir, Du hörtest mir begierig zu, wenn ich Dir das gereinigte Evangelium vortrug, und indem ich es Dir erklärte, übte es seine heiligende Macht auch an mir selbst! Der Mißmuth schwand, mein altes gläubiges Gottvertrauen kam wieder, und jetzt segne ich den Herrn, der mich gezüchtigt hat! Ich preise sein Werk, denn seither weiß ich erst, daß ich nicht umsonst auf der Welt bin! Ich segne meine Blindheit, denn sie hat mich hierher geführt, um Dich zu finden, um Dein Auge von der geistigen Blindheit zu befreien und Deine Seele der Erkenntniß und dem wahren Lichte zu retten!"

Afra hatte sich vorgebeugt und ließ ihre Thränen stiller auf die Hand des Alten rinnen, der wie ein Begeisterter hoch aufgerichtet vor ihr stand. Er legte die andere Hand wie segnend auf ihr Haupt und fuhr fort: „Der Herr

erhebe sein Antlitz auf Dich meine Tochter, er stärke und erleuchte Dich und leite Deine Füße auf den Pfad des Friedens! — Aber brauchen wir erst zu warten, bis die Stärke kommt und die Erleuchtung? Hat uns der Herr nicht schon den Quell geöffnet und gegeben, aus welchem Beides unversiegbar fließt, und aus dem wir nur zu schöpfen brauchen in gläubiger Demuth ...? Wir sind allein, Afra; schließe das Fenster ... ich will meine Bibel hervorholen aus dem Versteck, in dem ich sie untergebracht habe, seit die Kutten das letztemal im Lande herum sind und nach ketzerischen Büchern gesucht haben, wie die Frevler sie nennen ... lies mir daraus vor — es wird uns Beide erquicken! ...“

Das Mädchen that, wie ihm geheißen war; der Alte aber trat an die Werkband und drückte einen an der untern Fläche angebrachten Schieber bei Seite. Aus einer Vertiefung, die eben groß genug war, das Buch aufzunehmen, zog er die Bibel hervor, küßte sie und reichte sie Afra, welche sie ebenfalls mit andächtiger Feierlichkeit empfing. „Was soll ich lesen?“ fragte sie.

„Oeffne das Buch, und was Du zuerst aufschlägst, das lies, das soll Dir eine Antwort sein und eine Offenbarung! Das Buch ist ein heiliger Berg; wo Du ihn berührst, springt aus ihm das Wasser des Lebens hervor!“

Afra schlug das Buch auf und las: „Er ist mir nahe, der mich für gerecht erklärt: wer will als Gegner wider ihn auftreten? Ich will es mit ihm aufnehmen; wer ist, der mit mir rechten will — er trete auf! Wisset, der Herr, Gott hilft mir, wer will mich verdammen? Wie ein Kleid werden sie Alle verschleißen! Motten werden sie fressen — wer aber unter Euch den Herrn fürchtet, wer im Dunkeln gewandelt, ohne Licht zu sehen, der setze sein Vertrauen ...“

Ein starker, gellender Pfiff scholl von der Straße her und unterbrach die Lesende. „Der Vater!" flüsterte sie und stand im nächsten Augenblicke mit dem Oellämpchen des Bergmanns in der Hausflur, um dem Ankommenden zu leuchten. Gleich schnell hatte der Blinde das Buch ergriffen und wieder im vorigen Verstecke untergebracht.

„Grüß' Dich Gott, Vater!" rief Afra. „Du bist aber viel lang' aus'blieben heut'. Es hat wohl 'was Besonders gegeben d'rinnen in der Residenz?"

Der Eingetretene war Schildhofer, der Bauer aus Passeyer. „Grüß' Dich Gott auch!" sagte er stehen bleibend, indem er beide Hände wie gewohnt in den breiten Hosenträger gesteckt hielt und Afra fest betrachtete, die seinen Blick nicht auszuhalten vermochte und die Augen voll Verwirrung zu Boden senkte. „'s ist wohl Feuer an allen Enden drüben in der 'Sprucker Residenz, aber ich mein' alleweil, ich will froh sein, wenn mir nicht das Feuer aufgeht in mein' eigenen Haus! — Wo hast denn gesteckt, daß ich nichts gesehen hab' von Dir? Es war ja nit einmal Licht oben in Deiner Kammer . . ."

„Ich war bei dem alten Schwarze!" sagte Afra beklommen, während sie mit der Leuchte die Stiege empor schritt.

„Bei dem blinden Häuer?" fragte Schildhofer, bedächtig nachfolgend. „Begreif' auch nit, was Dir an dem halbverrückten alten Menschen so gefällt, daß Du immer bei ihm steckst!"

„Er bedauert mich halt so feinlich, der arme Narr," erwiderte Afra, „weil er so ganz allein und verlassen ist in seinem Alter und in seiner Blindheit. Du weißt auch, wie schön er geigen kann . . . ich hör' ihm so viel gern zu . . . und er ist auch sonst gar ein lieber, frommer und gottesfürchtiger Mann."

Beide waren indessen oben in der Stube des Bauers

angekommen. „Das ist er," sagte Schildhofer; „wenn er das nit wär', meinst, der Schildhofer hätt' ihn in's Haus gelassen? Aber er ist bei alledem, wie er's auch vermäntelt, doch ein halber Luth'rischer, und es ist nit gut, daß Du Dich so viel mit ihm abgiebst. Es wär' nit das erstemal, daß der Gesunde, der den Bresthaften auswarten will, die Krankheit aufklaubt. . ."

Gegen seine Gewohnheit setzte sich der Schildhofer nicht an den großen Tisch in der Stubenecke, sondern legte nicht einmal Hut und Jacke ab. Wie mechanisch ließ er sich auf einen Stuhl an der Thüre nieder, hielt vorgebeugt die Hände um die Kniee geschlungen und sah brütend vor sich hin. Afra hatte ein größeres Oellicht angezündet; sie fand den Muth nicht, etwas auf die Besorgniß des Vaters zu erwidern und ihn nach dem Grunde seiner Verstimmung zu befragen.

„Ist die Excellenz schon daheim?" sagte er nach einer Weile, aus seinem Brüten auffahrend. Ich hab' den Herrn Kanzler nicht gesehen nnd gehört!" erwiderte Afra, indem sie an's Fenster trat und in die Nacht hinaussah. „Ich seh' auch kein Licht in seinen Zimmern drüben im Büchsenhaus!"

Schildhofer versank wieder in sein Nachsinnen: Afra sah ihn noch einen Augenblick von der Seite an, dann trat sie näher, setzte sich auf die Armlehne des Stuhls und sagte mit stockendem Athem, indem sie die Hand auf die Schulter des Mannes legte: „Was hast, Vater? Bist harb auf mich?"

Der Bauer hob den Kopf in die Höhe und sah das Mädchen mit gütigem, aber ernstem Ausdrucke an. „Ich bin nit harb," sagte er, „aber bekümmert bin ich — wegen Deiner! . . . Der Martin, der Schmied an der Innbruck', ist mir begegnet . . . Du hast ihn fortgeschickt. . ."

„Ja, Vater — aber es ist halt einmal so: ich kann nit anders."

„Aber was soll's auf die Weis' einmal werden mit Dir? Du meinst wohl, die Hochzeiter werden so nach der Reih' her aufmarschirt kommen? Du kannst lang' warten, bis wieder Einer kommt, wie der Martin, brav und geschickt und fleißig, der sein gutes Auskommen hat, und mit dem Du eine gemachte Frau geworden wärst! Wie soll's nun werden mit Dir, wenn ich heut' oder morgen die Augen zumach'? Eine 'Sprucker Bürgersfrau zu werden, wär' wohl mitzunehmen gewesen — zur Bäu'rin bist doch verdorben, glaub' ich! Und selber, wenn Du wieder heim wolltest in's Passeyer — der Vetter ist auf dem Hof, willst dort als eine alte Jungfer den Unterschluf haben und den Leuten Deiner Lebtag' im Weg umgeh'n?"

„Ich wollt', Vater," sagte Afra mit tiefem Seufzer, „wir wären niemals heraus aus dem Passeyerthal!"

„Kannst recht haben," erwiderte Schildhofer, „es wär' vielleicht besser gewesen — aber es hat halt so sein wollen, und so wird's schon eine Schickung sein, die uns aufgelegt ist!"

„Sei nit bös, Vater," sagte Afra nach kurzem Schweigen, „daß ich den Schmied fortgeschickt hab'. Ich kann weiß Gott nichts dafür — ich will bei Dir bleiben, Vater, und gar nit heirathen!"

Der Bauer stand rasch und wie unwillig auf. „Kommst Du mir schon wieder mit dem Gered', mit dem unsinnigen! Bei mir bleiben! Als wenn Du Siegel und Brief dafür hättest, daß ich hundert Jahr' alt werd'! Und meinst, ich glaub' Dir's, wenn Du das sagst? Meinst, ich weiß nit, was dahinter steckt? Daß es nichts ist, als der Trotz? Weil ich die Liebschaft nicht g'litten hab' mit dem Ketzer, mit dem hergelaufenen Buchdruckergesellen, willst Du mich tratzen und red'st vom Ledigbleiben?"

„Vater!“ rief Afra bittend.

„Ob's etwan nit so is?“ eiferte Schildhofer fort. „Sag's, daß ich Unrecht hab', und schau mir dabei in die Augen, wenn Du das Herz hast dazu!“

„Ja, Vater, das kann ich!“ rief Afra und trat vor den Bauer hin, dessen Hand ergreifend und ihm fest in's Auge sehend. „Es ist wahr, ich hab' den Franz gern gehabt, wie man einen Menschen gern haben kann . . . und ich glaub', es wär' nit so weit gefehlt gewesen, Vater, wenn Du mir ihn gelassen hätt'st . . . aber Du hast nit gewollt, und so hab' ich wohl's Herz zusammennehmen und ihn aufgeben müssen. . .“

Schildhofer trat hart vor sie hin, sah ihr durchdringend in's Auge und sagte: „Und hast Du's gethan, Afra? Denkst Du nit mehr an den Franz? Hast nichts mehr von ihm gehört und auch nichts hören lassen von Dir?“

Das Mädchen hielt den Forscherblick aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Mit dem Denken, Vater,“ sagte sie, „ist's so viel eine besondere Sach' — das hat man nit so alleweil am Schnürl' . . . aber ich hab' Dir's versprochen, daß ich ihn aufgeben und nichts mehr hören will von ihm — und das, Vater, das hab' ich g'halten. Du sollst es sehen, daß ich ein gehorsam's Kind bin, aber dafür mußt mir auch meinen Willen lassen und mußt mich nit nöthen, daß ich einen Andern nehmen soll, und mußt mich nit irr' machen wollen in meiner Verlobniß!“

„Das ist brav von Dir, Afra,“ sagte Schildhofer bewegt, wirst auch den Segen davon haben, der einem gehorsamen Kind niemals nit ausbleibt! — Schau, Madel, ich hab' gewiß und wahrhaftig nit anders gekonnt — ich hab's vor meinem Gewissen nit zugeben können, daß Du Dich einlassest mit dem Franz! Wenn er's auch vermantelt hat auf alle Weis', er hat seinen heiligen christkatholischen Glauben abgeschworen. . .“

„Das ist nit wahr. Vater! Das hat der Franz nit gethan!“

„Wenn er's nit auswendig gethan hat, inwendig ist's gewiß geschehen — und der Mensch, der von seinem Glauben laßt . . . na, ich will über Niemand den Stab brechen . . . aber der Schildhofer will nichts zu thun haben mit einem solchen, und am allerwenigsten giebt er ihm seine einzige Tochter zum Weib!“

Schildhofer hatte sich bei diesen Worten rasch seitwärts gewendet; so gewahrte er nicht, wie Afra unter ihnen zusammenzuckte. Sie mußte sich auf die Stuhllehne stützen, so sehr bebten ihr die Kniee; es war gut, daß der Alte einen Gang durch die Stube machte und, an's Fenster tretend, in's Nachtdunkel hinaussah.

Eine augenblickliche Stille trat ein: man konnte die Athemzüge der Anwesenden vernehmen und hörte von draußen den Nachtwind, der rauschend durch die Baumwipfel ging.

Da wurde plötzlich der Gesang eines Vogels hörbar. erst muthwillig zwitschernd, dann in längern, flötenartig gezogenen Tönen, dazwischen jene kurzen schnalzenden Schläge, welche dem Schwarzplättchen eigen sind.

Der Eindruck dieses Gesangs war auf Vater und Tochter gleich überraschend und mächtig, wenn er sich auch in sehr verschiedenen Erscheinungen äußerte. Der Bauer war wie erschreckt einen Schritt vom Fenster zurückgetreten und blickte finster und vorwurfsvoll auf Afra: diese war an der Stuhllehne niedergeglitten und in die Kniee gesunken. In dieser Stellung horchte sie hoch auf, indeß ein tiefes Roth ihr über Gesicht und Nacken loderte. Ihr Athem flog und stockte zugleich, und die Hände unsicher vor sich hinstreckend, wie Jemand, der eine unvermuthete geisterhafte Erscheinung erblickt, murmelte sie halblaut vor sich hin: „O Du heilige Mutter — was ist das? . . .“

Schildhofer war nach dem ersten Augenblicke der Ueberraschung hastig auf sie zugeeilt: er war in solcher Aufregung daß ihm die Stimme bebte, und er die Worte nur mühsam hervorzustoßen vermochte. „Was ist das?“ rief er. „Wie kannst Dich unterstehen, so zu fragen? Willst mir eine Comödie vorspielen? Willst mir weiß machen, Du kennst das Schwarzplattel da drunten nicht grad' so gut, als ich es kenn'? . . . Red', Afra . . . wenn Du mein Kind sein willst, red' . . . hast Du mich angelogen vorhin wegen dem Franz? In demselbigen Augenblick, wo's mir schier das Herz abgedruckt hat, weil ich Deine Betrübniß gesehen hab' und Dir doch nit helfen kann . . . in demselbigen Augenblick hast Du mich angelogen? — Red', Afra, mach's kurz — gieb mir den Gnadenstoß!“

„Wie meinst, Vater?“ sagte Afra, indem sie sich halb aus ihrer knieenden Stellung aufrichtete und ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah. „So 'was traust Du Deiner Afra zu? . . . Nein, Vater — und wenn das mein letzter Augenblick wär': ich hab' nit gelogen, ich hab' den Franz nit mehr gesehen, ich hab' nichts mehr gehört von ihm . . . mit meinem Willen hat er nichts mehr gehört von mir . . . Ich weiß nit, was der Gesang bedeut't . . . vielleicht ist's doch ein natürlicher Vogel . . .“

„Nein,“ rief Schildhofer lachend „das ist er nicht! Das Schwarzplattel hat einen Mantel um und einen Reiterhut auf . . . ich hab' ein Mannsbild stehen seh'n über der Straß' im Schatten unter den Bäumen . . .“

Stärker und lockender ließ sich der Gesang hören.

Afra horchte, bald erbleichend, bald mit Blut übergossen . . . „Es ist dieselbe Weis',“ flüsterte sie, „die er so oft gesungen hat, wenn er Abends gekommen ist . . . es ist der Franz! . . . Aber nein, der ist ja weit fort im Reich . . . ist vielleicht schon lang' todt . . . und das ist vielleicht

gar seine arme Seel', die keine Ruh' hat in der Ewigkeit und sich anmelden will bei mir . . ."

Schildhofer trat zu Afra und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Ich glaub' Dir, Kind, sagte er weich, „und ich dank' Dir von ganzem Herzen dafür, daß ich Dir glauben darf! . . . Weil es doch so ist, darf ich Dir's schon sagen, wie die Wahrheit ist. Es ist kein Geist, der da drunten steinelt wie ein Schwarzplattel — es ist der Franz. Er ist wieder da, schon seit ein paar Tagen . . . ich hab' ihn selber gesehen . . ."

„Er lebt . . . er ist da?" rief Afra und sprang, sich vergessend, mit dem Ausdrucke der überströmendsten Freude empor. Ebenso schnell aber gewann der Schrecken und die Abspannung wieder die Oberhand. „Er ist wieder da . . ." murmelte sie fast unverständlich. „O Du meine heilige Mutter — was soll das werden . . ."

„Ich denk'," begann Schildhofer gütig, „es soll gar nichts werden, sondern Alles bleiben, wie's ist! Du hast den Franz nimmer gesehen und gehört . . . es ist gewesen, als wenn er gar nit mehr auf der Welt gewesen wär' für Dich . . ."

Afra sah vor sich hin und nickte nur . . . „Gar nimmer auf der Welt . . ." murmelte sie.

„Es ist Dir recht gewesen so," fuhr der Vater fort, „es bleibt also dabei, und er soll auch von jetzt an nimmer auf der Welt sein für Dich! — Willst Dein Wort vollständig halten, Afra? Ist Dir's recht, wenn ich hinunter geh' und statt Deiner das Schwarzplattel verscheuch'?"

Afra rang mit sich selbst: einen Augenblick horchte sie dem Vogelgesange, der eben lockender und ziehender klang, als zuvor, dann schlug sie die eine Hand vor die Augen, preßte die andere gewaltsam an's Mieder und rief gebrochen: „Ja, Vater, . . . es ist . . . mir recht . . ."

„So will ich hinunter," sagte Schildhofer, seinen Hut

nehmend. „Muß ohnehin noch hinüber und nachsehen, ob die Excellenz noch nicht daheim ist . . ." Im Vorbeigehen blieb er neben Afra stehen, die sich in den Lehnsessel niedergelassen hatte . . . „Armer Narr," sagte er, „geh' in's Bett — schau, daß Du beten und schlafen kannst; das wird Dich wieder aufrichten bis morgen — dann wirst Dich wohl auch zusammennehmen und zeigen, daß Du eine Schildhoferische bist . . . !"

Afra reichte ihm schweigend die Haud, die er ihr schweigend schüttelte; dann erhob sie sich rüstig und langte Spindel und Wollbündel von der Wand, der Alte schritt die Treppe hinab.

Vor dem Hause hielt er an und blickte nach der gegenüberliegenden Seite, wo sich eine Bretterplanke unter überhängenden Obstbäumen hinzog. Auf dem dunklen Hintergrunde waren die noch dunkleren Umrisse einer hohen männlichen Gestalt leicht zu erkennen. „He da, Du Schwarzplattel da drüben," rief Schildhofer demselben zu, „wenn ich Dir gut zu einem Rath bin, so fliegst da weg, sonst könnt' leicht ein Vogelfanger über Dich kommen!"

„Das Schwarzplattel ist nicht leutscheu!" erwiderte der Angeredete und trat aus dem Baumschatten auf die freie Straße. „Es fürchtet sich auch gar nicht vor dem Fangen: dürft nur die Hand ausstrecken, Vater Schildhofer, so habt Ihr's!"

„Wenn Du das Fangen nit scheust, so laß Dir wenigstens rathen. Flieg' weiter und streng' Dich nit so an mit Deinem Schnalzen und Steineln: vor dem Fenster da lockst umsonst — Du kriegst keine Antwort . . . da ist keine Gesellin für Dich!"

„Wer weiß! Die Gesellin hört mich und antwortet vielleicht doch, wenn sie auch im Schlaghäusel sitzt . . ."

„Meinst? Wann sie aber im Schlaghäusel bleiben will?"

„Sie will nicht, Schildhofer! Oder nennt Ihr das Wollen, wenn Ihr das Thürl' aufmacht, sie aber am Fuß an einem Faden anbindet, daß sie doch nit fort kann?"

„Das Thürl' ist offen, die Gesellin hat keinen Faden am Fuß, Schwarzplattel — aber sie kommt doch nit und antwortet nit!"

„Das möcht' ich schon von ihr selber hören . . ."

„Mußt schon mit mir vorlieb nehmen, Hartmann — sie hat mich geschickt — es ist schon so, wenn ich's Dir auch nit mit einer feinen Stimm' vorsingen, sondern nur vorkrachzen kann, wie ein Rab'! . . ."

„Wie ein Rabe, Vater Schildhofer? Das wär' ein Unglücksvogel, und der seid Ihr nicht! Ihr seid wohl eher ein rüstiger streitiger Hacht, der mit Krallen und Schnabel sein Nest und seine junge Brut vertheidigt!"

„Ich will justament nit nein sagen zu dem Gleichniß — aber wenn Du das weißt, was willst nachher da vor meinem Nest?"

„Mich gehen Krallen und Schnabel nicht an — denn ich bringe weder dem Neste Gefahr, noch der Brut!"

„Das muß der besser wissen, dem sie gehören! Was fliegst herum um's Nest, justament zu selbiger Zeit, wo der alte Hacht nit daheim ist?"

Der junge Mann schien sich einen Augenblick zu besinnen. „Laßt uns ein ernsthaftes, ruhiges Wort mit einander reden, Vater Schildhofer!" sagte er dann. „Ich will es Euch nur gestehen; wie ich den Schuß bekommen hatte da in den Arm, da war's mein einziger Gedanke, wieder in's Tirol, nach Innsbruck zu gehen. Ich meinte, die paar Jahre die seitdem vergangen sind, haben bei mir so viel anders gemacht: so könnte es ja bei Euch auch der Fall sein, Ihr könntet Euch anders besonnen haben und es könnte sein, daß Ihr mich nicht so unfreundlich aufnehmen würdet, als Ihr mich fortgeschickt habt . . . So

gerade heraus aber, als ich Euch das sage, sag' ich Euch auch — wie ich Euch neulich zum erstenmale in der Scharnitz wiedersah und Euch so offen und freudig entgegenkam, wie mir um's Herz war, und wie Ihr mich dann wie einen verdächtigen Landläufer vom Kopf zu den Füßen gemustert und nicht einmal den Handschlag angenommen habt, den ich Euch ehrlich anbot — da ist mir der Zorn zu Kopf gestiegen, und ich habe mir gedacht und vorgenommen, ich wollte meinen Weg gehen und mich zwingen, mich nicht um die Leut' zu kümmern, die doch einmal nichts wissen wollen von mir . . ."

„Es wär' wohl das Beste gewesen, Du hättest es gethan," sagte Schildhofer ernst.

„Ich hab's auch gethan!" entgegnete Hartmann fest. „Es hat mich in den paar Tagen wohl oft herübergezogen über den Inn . . . ich hab's aber überwunden und bin standhaft geblieben . . ."

„Aber jetzt? Heut Abend?" fragte Schildhofer.

„Heut' Abend — bin ich auch nit Euretwegen hergekommen. . ."

„Das hab' ich zuvor gewußt!" lachte der Alte spöttisch.

„O — auch nicht der Afra wegen . . . ich hab' ein Geschäft und Gesuch bei dem Kanzler Biener . . . das ist doch wohl sein Ansitz, das Büchsenhaus genannt?"

„Das ist das Büchsenhaus . . . aber dem Kanzler Biener gehört es nicht. Es gehört der Frau Herzogin, die hat ihm eingeräumt, daß er da wohnen kann während der guten Jahreszeit. Die Excellenz ist aber noch nicht zu Haus, und dann bist Du auch viel zu gescheid, Hartmann, als daß Du den Herrn mit Deinem Geschäft bei nachtschlafender Zeit aufsuchst . . . Du mußt Dir schon eine bessere Ausred' ausstudiren, wenn ich Dir glauben soll."

„Warum? Es ist doch so. Ich bin heut' morgens beim Kanzler gewesen und habe ihm mein Gesuch vor=

getragen. Zu Anfang hat er mich wohl ganz freundlich angehört, obwohl er schon auf dem Wege war in die Session, und ich ihn so geradezu auf dem Vorplatz an der Stiege abgepaßt hatte — aber es kam mir doch vor, als ob er andere Gedanken im Kopfe hätte, und als ob die Aussichten für meine Bitte nicht gerade sehr glänzend seien — wie ich aber so nebenher erzählt hatte, daß ich einen lahmen Arm hätte, und daß ich ihn in Breisach davongetragen, da war er auf einmal ganz umgewandelt. Er sah mich an, wie ein Oberst oder ein General, der seine Reiter mustert, und sagte dann: ‚Ich habe jetzt keine Zeit, aber ich will Ihn hören. Komm' Er heut' Abend und meld' Er sich bei mir in meiner Wohnung im Büchsenhaus...‘ Er ging, ich verbeugte mich bis auf den Boden — und da bin ich nun..."

„Ja ja, so ist er!" murmelte Schildhofer vor sich hin. „Gönnt sich keine Rast und Ruh' und ist die gute Stunde selber...!"

„Das Weitere könnt Ihr Euch wohl selber erklären, Vater Schildhofer!" fuhr Hartmann fort. „Wie ich des Weges kam und das Haus ansichtig ward, wendete ich die Augen ab und wollte d'ran vorüber — es ging aber nicht so leicht, es zog und drehte mir den Kopf nach den Fenstern zu und die Füße wollten nicht mehr von der Stelle. Wie ich dann droben das Licht sah und die Schatten an der Decke und hörte die Stimmen von fern — da hab' ich meinen Vorsatz vergessen... Ob sie dich noch erkennt? hab' ich mir gedacht und hab', ohne so recht zu wissen, was ich thu', das Schwarzplatt'l singen lassen..."

Er schwieg; auch Schildhofer fand nicht sogleich Worte der Erwiderung. „Wann's so ist," sagte er nach einer Weile, „kann ich's freilich nit schelten... aber es bleibt doch bei dem, Franz, was ich vorhin und vor zwei Jahren gesagt hab'... wenn Du auch in der Stadt bleibst, Franz,

— es ist doch für Dich und mich und für noch Jemand am besten, wenn Du vergißt, daß eine Bruck über den Inn führt . . .“

„Ich will thun, was ich kann,“ sagte Hartmann, „aber Eins müßt Ihr mir zuvor sagen, Schildhofer: auf eine Frag' müßt Ihr antworten, redlich und ehrlich, daß ich's nehmen darf, wie man sagt, ein Mann, ein Wort!“

„So frag'.“

„. . . Wie geht's der Afra?“ sagte Hartmann mit gedrückter Stimme. „Ist sie gesund . . .? Heiter? Ist sie glücklich? . . . Sagt mir, Vater Schildhofer, daß sie glücklich . . . sagt mir nur, daß sie ruhig, daß sie nicht unglücklich ist . . . und Ihr sollt nie wieder von mir hören . . .“

Der Alte schwieg; er vermochte nur mühsam, einen schweren Seufzer zu unterdrücken.

„Ihr sagt nichts?“ fuhr Hartmann fort. „Afra ist also nicht glücklich? Ist nicht ruhig? Wohl gar unglücklich und krank dazu? ... Dann bleibt's bei dem, was ich gesagt habe — ich verspreche nur, was ich kann . . . und das sag' ich Euch rund heraus . . . ruhig zuschauen, wie das Mädchen, das ich lieb habe, wie meine eigene Seel', wegen Eurem Eigensinn verkommt und vergeht — das ist etwas, was ich nicht kann! . . .“

„So thu', was Du meinst,“ sagte Schildhofer kurz, „ich werd' dann auch wissen, was ich zu thun hab'!“

In einiger Entfernung wurden Fußtritte hörbar. Franz hielt den Alten, der sich dahin wenden wollte, am Rockärmel fest. „Kann sein, daß Ihr's wißt,“ sagte er, „kann sein, daß es doch nicht schaden würde, wenn Ihr erst noch mit Jemand darüber zu Rath gehen wolltet . . . Wenn Ihr mit dem Pater Erasmus reden wolltet . . .“

„Pater Erasmus?“ rief Schildhofer mit lebhafter Verwunderung. „Der Kapuziner-Guardian? Mit dem

soll ich über Dich reden, Franz? Na, die Müh' kann ich mir sparen, denn was der antwort', weiß ich voraus!"

„Vielleicht doch nicht. Ich war erst gestern bei ihm und weiß auch was er für eine Meinung hat. Versucht's einmal!"

„Du warst beim Pater Guardian?" rief Schildhofer mit steigender Verwunderung. „Ja, kehrt sich denn die Welt um, oder . . ."

Er konnte nicht vollenden, denn die Fußtrite waren nun ganz nahe herangekommen. Von der Bergseite her kam Kanzler Biener in dem behaglichen Schritte eines Spaziergängers, mit ihm ein junger Mann der sich ehrerbietig zu seiner linken Seite hielt.

„Ich werde schon erwartet, wie es scheint," sagte der Kanzler freundlich, indeß Hartmann und Schildhofer grüßend die Hüte abnahmen. „Hast mir wohl noch etwas zu sagen, Alter?" fuhr er fort, indem er Schildhofer nöthigte, den Hut wieder aufzusetzen. Und das ist ja der Breisacher Invalide von heut' morgens? Nicht wahr?"

Hartmann verbeugte sich während Biener fortfuhr: „Ich habe Ihn warten lassen: es geschah, weil ich meinen Spaziergang weiter als gewöhnlich ausgedehnt habe. Er soll aber den Weg nicht umsonst gemacht haben. Geh' Er in's Haus — ich werde Ihn rufen lassen. Sie aber, junger Freund," wandte er sich zu seinem Begleiter, „Sie will ich auch nicht länger zurückhalten. Sie haben mir genug von Ihrer Muße geopfert."

„Es war mir eine außerordentliche Ehre und Auszeichnung, Excellenz begleiten zu dürfen!" entgegnete der junge Mann.

„Lassen Sie das!" lächelte Biener. „Es hat mich gefreut, Sie bei diesem Begegnen näher kennen gelernt zu haben, als es im Dienste und im Geschäfte möglich ist. Ich habe Sie lang' genug Ihrer gewohnten Abendgesell=

schaft entzogen ... Ah, was fällt mir ein! Ist nicht heute große Tafel bei unserm lebenslustigen dicken Kammer-Präsidenten?"

„Allerdings; das ganze Collegium ist geladen — wenn ich recht berichtet bin, wird der Geburtstag des Herrn von Schmauß gefeiert ..."

„Ich weiß," rief Biener lachend, „er hat mich ja auch geladen, aber ich bin ständig entschuldigt bei allen solchen Gelegenheiten! — Geburtstag ...? Ja ja, der edle Herr von Schmauß auf Kolbenthurm und Angerzell hält etwas auf solche Feste. Da wird kein Geburts- und kein Namenstag übersehen, von Vater und Mutter und Tochter bis zum Ahnherrn seligen Andenkens zurück. Das giebt jede Woche einen Geburtstag zu celebriren, und wenn die Ascendenten nicht mehr ausreichen und die Descendenten, dann müssen die Collateralen herhalten bis zum siebenten Grad! Warum auch nicht? Der Vorzug ist Allen miteinander nicht abzustreiten, daß sie geboren worden sind, und es giebt doch einen untadelhaften Anlaß zu einer Schmauserei! Ich bedaure nur, daß ich Sie um das Vergnügen gebracht habe, Herr Secretair!"

„Ich kann Excellenz versichern, daß ich ebenfalls nicht sehr portirt bin für die Freuden der Tafel und für solche Gesellschaft. Ich ziehe eine Stunde bei einem guten Buche, einen Gang in die freie Natur, ein vertrautes Gespräch bei einem Glase Wein bei Weitem vor."

„Ja," entgegnete Biener wohlgefällig, „ich habe es auf dem Spaziergange bereits mit Vergnügen wahrgenommen, Sie sind kein fruges consumere natus, Sie haben Sinn für Natur und Wissenschaft. Bleiben Sie so, und Sie sind vor den Hauptkrankheiten verwahrt, die in den Kanzleien epidemisch sind, vor der Verknöcherung und vor der Versumpfung. Wir haben ein Beispiel an unserm Herrn von Schmauß: der ist nahe daran, ganz Sumpf zu

werden; es ist fast nichts Festes mehr an ihm, Alles ist angesaugt und schwammig."

Der Secretär lachte laut auf und zog den Hut, um sich zu verabschieden, denn während dieses Gespräches waren sie an den Thoren von Büchsenhaus angekommen. Biener lüftete den Hut und rief ihm zu: „Gute Nacht, Herr Secretair — ich danke nochmals für angenehme Begleitung!"

Der junge Mann entfernte sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung; Biener trat mit Schildhofer durch die spitzbogige Thüre in die geräumige Halle, deren ziemlich niedriges Gewölbe mit den schmalen sich kreuzenden Rippen nur schwach von der Kerze beleuchtet wurde, welche eine alte Frau auf schwerem Eisenleuchter emporhob. „Grüß' Sie Gott, Frau Sepha!" sagte Biener, indem er an ihr vorüber der Thüre zuschritt, welche durch eine Art Vorgemach in sein Wohnzimmer führte. „Sie macht ja ein Gesicht wie neun Tage Regenwetter! Ich bin Ihr wohl zu lange ausgeblieben? . . . Stelle Sie mir einen Krug frisches Wasser in's Zimmer, und dann kann Sie schlafen geh'n . . ."

„Schlafen geh'n!" brummte die mürrische Alte, indem sie die Wachslichter an dem Arbeitstische des Kanzlers anzündete. „Wie kann man schlafen geh'n! Draußen sitzt ja noch ein Kerl und sagt, die Excellenz habe ihn herbestellt . . ."

„Das habe ich allerdings!" sagte Biener, der die Alte scharf betrachtete und Hut und Degen ablegte. „Sie wird dem „Kerl", den ich noch zu mir bestellt habe, einen Becher Rothwein geben; dann geht Sie in Ihre Kammer riegelt sie hinter sich zu und merkt sich, daß ich der Herr im Hause bin und weder schiefe Mäuler sehen, noch unwillige Worte hören will . . ."

Die Alte schien etwas erwidern zu wollen, wagte es

aber nicht vor dem Gebieterblicke, mit welchem der Kanzler nach der Thüre wies, und zog sich mit der kriechenden Unterwürfigkeit einer grollenden Katze zurück.

„Dir kommt es auf ein halbes Stündchen Schlaf nicht an!“ sagte Biener zu Schildhofer, als sie die Thüre geschlossen hatte. „Du wartest wohl mit dem, was Du mir zu sagen hast, bis ich den Mann draußen abgefertigt habe. Das Gespräch wird nicht lange dauern, denk' ich . . .“

„Was ich sagen will, hat justament keine Eil',“ erwiderte der Bauer, „aber es giebt halt Sachen, bei denen es heißt: lieber heut' als morgen — d'rum will ich's erwarten, bis die Reih' an mich kommt! . . .“

„So schicke mir den Menschen herein, wenn ich klingle, und wenn er geht, mache statt Frau Sepha den Pförtner und schließe das Haus hinter ihm!“

Als der Kanzler allein war und sein Oberkleid um einen bequemen pelzverbrämten Hausüberwurf von dunklem Sammet vertauscht hatte, setzte er sich in den hohen Lehnstuhl am Tische und sah eine Weile sinnend in das dunkelnde Gemach, an dessen grünen Damastwänden das Kerzenlicht abenteuerlich wankende Streiflichter zeichnete. Er ließ die Erlebnisse und Geschäfte des Tages an sich vorüber ziehen, um sie im Ueberlicke zu sammeln und von der alltäglichen Spreu die Körner zu sichten, welche reif und würdig waren, als Ernte aufgespeichert zu werden, oder als Samen für künftige Entschließungen und Thaten zu dienen. Das Ergebniß der Prüfung schien kein unbefriedigendes zu sein, denn die hohe, gedankengewölbte Stirne des Nachsinnenden blieb hell und heiter, und das feine Lächeln um die Lippen behauptete seinen Platz. Dann griff er nach einem Schubfache des Schreibtisches und zog es völlig heraus, gleichzeitig an einer Feder drückend, so daß sich ein verborgenes zweites Fach langsam in den leeren

Raum herabsenkte. Aus diesem nahm er ein kleines geheftetes Büchlein hervor, blätterte darin und begann dann mit fester flüchtiger Hand einige Zeilen niederzuschreiben. Als er damit zu Ende war, überblickte er das Geschriebene, und das Lächeln verstärkte sich zum unverkennbaren Ausdrucke des Spotts. „Schlüpft wieder in Euren Versteck, Ihre Wespen, und bleibt darinnen," sagte er, indem er das Büchlein wieder an seinen Platz brachte und das geheime Fach schloß. „Ihr sollt meine ganze Rache sein an dem Geschlechte, das in der Gewöhnlichkeit lebt und klebt! . . . Diese Rache sei mir unverwehrt, sie befreiet mir das Gemüth von aller Bitterkeit, und Jene fühlen den Stachel nicht, der sie bestraft!"

Nach einer Weile ergriff Biener die Klingel auf dem Tische, und im nächsten Augenblicke stand Hartmann in ehrerbietiger aber fester Haltung vor ihm. „Er will also eine Buchdruckerei in Innsbruck errichten? Glaubt Er dabei sein Fortkommen zu finden? Wir haben schon eine tüchtige Druckerei, von Daniel Bauer, die Er wohl kennt, und die für das Bedürfniß vollkommen genügt; man liest und druckt nicht viel in Tirol . . ."

„Ich glaube es zuversichtlich, Excellenz!" erwiderte Hartmann. „Wenn ich nur Traktätlein und Gebetbücher druckte, würde mir die Arbeit und der Absatz nicht ausgehen und ich denke, die Lust zu lesen wird wohl wachsen mit der Gelegenheit dazu . . ."

„Und warum wendet Er sich mit diesem Gesuche an mich und nicht an die zuständige untere Behörde?"

„Weil ich gleich vor die rechte Schmiede gehen wollte: der Stadtrath und die Bürgerschaft machen eher; daß der Inn aufwärts fließt, als daß sie ein neues Gewerbe und noch dazu einen Fremden aufkommen ließen! Zuletzt müßt' es also doch an die Regierung kommen, und man weiß,

daß Excellenz in solchen Dingen das letzte Wort zu reden haben . . ."

Biener nickte lächelnd. „Ich weiß, so sagen sie und schieben alle Sachen, die unangenehm sind, und vor denen sie Scheu haben, auf mich hinüber. Versuch' Er denn sein Glück. Ich kann und will den ordentlichen Gang nicht unterbrechen: also bring' Er Sein Gesuch an, und kommt es dann vor mich, so kann Er sich bei dem Gedanken beruhigen, daß ich ein Freund des Lichtes bin und gern dazu beitrage, es allgemeiner zu machen . . . Doch zu etwas Anderm! Er hat im kaiserlichen Heere gedient und ist bei Breisach verwundet worden? Sagte Er nicht so?"

„Ich bin bei den Boucquoy-Dragonern gestanden, Excellenz, und in Breisach hat mir eine Falkonetkugel den Arm zerschmettert . . ."

„In Breisach selbst? Er war also mit in der Festung? Hat die Belagerung durch Bernhard von Weimar mitgemacht?"

„Wenn man das mitmachen nennen kann — ich bin gleich zu Anfang blessirt worden: die ganze übrige Zeit habe ich müssig mit zugeschaut und mitgehungert . . ."

„Es muß arg gewesen sein!" sagte der Kanzler ernst. „Die Berichte, die mir zugekommen sind, lassen noch mehr errathen, als sie sagen. Was ist Seine Ansicht, — war es wirklich so weit, daß die Festung nicht mehr zu halten war?"

„Excellenz — wie sollte ich als gemeiner Reiter dazu kommen, in solchen Dingen mitzureden . . ."

„Eine Meinung kann Jeder haben, also sag' Er die Seinige. Was hat Er, was hat die Bürgerschaft von der Uebergabe gedacht und gesagt?"

Hartmann besann sich einen Augenblick und drehte den Hut in der Hand. „Die Bürgerschaft," sagte er dann, „war mehr todt als lebendig, ausgehungert, zerfetzt und

verkommen — die sehnte sich nur darnach, daß ihr Leiden zu Ende gehen solle, und wer gesehen hat, was sie ausgestanden haben, kann sie nicht schelten, wenn sie das thaten. Der Hunger ist gar ein entsetzlicher Gast, Excellenz . . . wenn er den Menschen dazu treibt, daß er faules Aas zur Nahrung nimmt, kann er wohl auch machen, daß es ihm gleichgiltig wird ob es Freund oder Feind ist, der ihn füttert! Er kann, Excellenz — bei einem Soldaten ist's freilich 'was Anderes, und wenn ich denn meine Meinung sagen soll... ich und die meisten meiner Cameraden haben uns gedacht: haben wir das Elend einige Monate getragen, so wär's wohl auch noch einige Tage auszuhalten gewesen . . ."

„Einige Tage?" fragte der Kanzler forschend, indem er sich bemühte, den Eindruck, welchen die Worte des Erzählers auf ihn hervorbrachten, zu verbergen. „Was hätten einige Tage helfen können? Habt Ihr's für möglich gehalten, entsetzt zu werden?"

„Ja, das haben wir!" rief Hartmann rasch. „Wir wußten wohl, daß der General Horst, der uns Mehl und Pulver hatte bringen wollen, von den Weimarischen aufgefangen worden war; wir hatten erfahren, daß der Herzog von Lothringen bei Tann den Kürzeren gezogen; und hatten von unsern Mauern mit angesehen, wie die Kaiserlichen unter Götz die Belagerer überfielen, weil es geheißen hatte, Herzog Bernhard sei krank und könne nicht commandiren, und wie sie mit einander um die Rheinbrücke rauften, daß wohl kaum irgendwo ein solches Morden gewesen ist . . . aber wir haben auch gewußt und, wie wir zur Unterstützung des Götz einen Ausfall machten, selber gesehen, es ging dem Feinde um kein Haar besser als uns. Hatten wir nichts mehr zu beißen, so stand ihm in wenig Tagen das Gleiche bevor . . . das Land herum war rattenkahl gefressen . . . dazu hatten die Weimarischen in den

letzten Affairen trotz des Sieges fast noch mehr gelitten, als die Unsern, und wenn sie wollten, konnten der Götz und der Savelli ihre Trümmer wieder sammeln und im Rücken zu einem ganz stattlichen Heerhaufen vereinigen. Wir wenigstens haben so gemeint und haben geglaubt, wir hätten Recht, denn es hieß, der Kaiser habe eigens einen Reitenden geschickt und habe befohlen, die Festung um jeden Preis und bis auf den letzten Mann zu behaupten und nicht zu übergeben . ! ."

„Das ist die Wahrheit!" sagte Biener, der gespannt zuhörte. „Das hat der Kaiser allerdings befohlen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Uebergabe unter diesen Umständen trotz aller Noth etwas Befremdliches gehabt haben mag . . ."

„Allerdings," begann Hartmann wieder, „und wie sie geschehen war, und war ein bischen der ärgsten Noth gesteuert, daß die Bürger den Kopf ein klein wenig wieder heben konnten, da steckten sie auch gleich die Köpfe zusammen und zischelten und verwunderten sich, wie das geschehen sein konnte, was sie zuvor selbst gewünscht hatten. Das Volk ist einmal so – eh' ein paar Wochen in's Land gingen, wußte man überall und erzählte Jedem, der es hören wollte, in die Ohren, es sei bei der Uebergabe nicht mit rechten Dingen umgegangen, und sei Verrätherei dabei im Spiele gewesen . . ."

„Eine schwere Anklage!" rief Biener. „Und wenn man auch sagt, daß Volkesstimme Gottesstimme sei, muß man derlei doch mit größter Behutsamkeit aufnehmen. Das Volk liebt Märchen — oder hatte es Gründe für diese Beschuldigung? Nannte man eine bestimmte Person, gegen die sie gerichtet war?"

„Das Alles kann ich Excellenz nicht sagen," antwortete Hartmann, „weil ich es nicht weiß. Es wird überall nichts dahinter gewesen sein: hab' ich's doch selber er=

fahren! Ich habe damals selber etwas erlebt und mit angesehen, was mir gar sehr verdächtig vorgekommen und seither oft gar schwer im Sinn gelegen ist . . . und nun ist es doch nichts, und ich hab's wieder erfahren, daß der Argwohn ein Schelm ist . . ."

„Und was hatte Er gesehen? Wie hatte Er sich von der Unrichtigkeit Seines Argwohns überzeugt? Sage Er mir Alles — Er soll später erfahren, warum mir daran liegt, es zu wissen . . ."

„Ich hab' keinen Grund, warum ich's verschweigen sollte! Ich habe damals in Breisach einen Mann in höchst verdächtiger Weise gesehen und belauscht — und heute hab' ich denselben wieder angetroffen, hier in Innsbruck, als einen großen Herrn und angesehenen Beamten . . . Das könnte er wohl nicht sein, wenn ich ihm nicht damals Unrecht gethan hätte mit meinem Verdachte . . ."

Der Kanzler war im höchsten Grade überrascht, aber er hielt an sich und fragte anscheinend völlig ruhig weiter. „Gewiß; das kann nichts anders sein — oder es müßte dabei eine sehr große Aehnlichkeit im Spiele sein, welche eine Verwechslung möglich machte . . ."

„Nein, das ist nicht der Fall!" sagte Hartmann bestimmt. „Ich habe dem Herrn Unrecht gethan, aber verwechselt hab' ich ihn nicht. Ich habe ihn zu genau gesehen und würde ihn unter Tausenden wieder erkennen!"

„Und wer wäre dieser Mann?" sagte Biener indem er mit erheuchelter Gleichgiltigkeit seine Hände besah und den schweren goldenen Siegelring hin und wieder drehte.

„Den Namen weiß ich natürlich nicht," entgegnete Hartmann, ich habe ihn gesehen, als ich heute im Regierungsgebäude Excellenz mein Anliegen vortrug . . ."

Biener ließ die Hände ruhen und sah den Burschen mit dem Ausdrucke der unverhehltesten Spannung an, als wollte er ihm die Worte vom Munde ablesen. „Erinnern

sich Excellenz des großen stattlichen Herrn mit rothblondem Knebelbarte, der hart am Treppengeländer an uns vorüberging und Excellenz grüßte?"

„Er rief mir guten Tag zu? Und daß er hoffe, mich Abends in Gesellschaft zu sehen?"

„Derselbe."

Der Kanzler stand auf und machte in sichtbarer Bewegung einen Gang durch das Zimmer. „Also wirklich!" murmelte er in sich hinein. „Meine Vermuthungen gewinnen also Gestalt und Festigkeit . . . Erzähl' Er," rief er, wieder hin- und herschreitend, „unter welchen Umständen Er diesen Herrn in Breisach gesehen zu haben glaubt!"

„Ich glaub' es nicht," sagte Hartmann, „ich weiß es so gewiß, daß ich einen körperlichen Eid darauf ablegen könnte! — Das war aber so . . . Die Weimarischen waren in die Stadt, und ich als Verwundeter und Kriegsgefangener in's Gefängniß eingezogen, mil gar Vielen. Meine Keuche ging gegen die Rheinseite hinaus, in ein enges finsteres Gässel an der innern Stadtmauer, wo sich ein schmales eisernes Ausfallthürlein im Gemäuer befand. Wenn ich an dem Steingefüge meines Gefängnisses emporkletterte und mich am Eisengitter des Fensters anklammerte, konnte ich das Gässel und das Ausfallthürlein ganz gut übersehen. Neben demselben lag allerlei Schutt, Steine und Geröll in einem Haufen im Winkel. Einmal Nachts, wie der Schmerz in meinem Arme mich nicht schlafen ließ, hörte ich draußen Schritte und halblaute Stimmen, und heller Fackelschein leuchtete an meine Decke, daß ich neugierig wurde, zu erfahren, was da draußen vorgehe. Ich schwang mich also mit dem gesunden Arme, so gut es ging, in die Höhe und sah nun einen Mann in der Kleidung eines schwedischen Kriegsobersten und einen andern in schwarzer Tracht, mit einem Mantel darüber und einem

spanischen Hut auf dem Kopfe. Er war derselbe, den ich heut' wiedergesehen habe. Ein schwedischer Reiter hielt eine Fackel in der Hand und bemühte sich, das Ausfallthörlein, das eingerostet sein mochte, zu öffnen. ‚Es war mir sehr erwünscht', hörte ich den Schwarzen sagen, ‚daß ich den Herrn Herzog noch antraf. Ich hatte meine Ansichten für alle Fälle schriftlich vorbereitet und verfaßt, aber es ist mir nun doppelt lieb, daß ich sie ihm mündlich vortragen konnte.' — ‚Seiner Durchlaucht,' sagte der Oberst darauf, ‚war es ebenfalls sehr erwünscht, und er ist ganz davon eingenommen — doch Sie haben Eile. Folgen Sie diesem Manne, er wird Sie durch die Gräben an's Ufer bringen, wo schon eine Fähre auf Sie wartet.' Der Reiter hatte inzwischen das Thörlein geöffnet und den Schutt etwas bei Seite geschafft, welcher verhinderte, daß die Thüre gehörig aufging: dann löschte er seine Fackel und trat hinaus in's Freie. Der Schwarze folgte ihm, der Oberst ging das Gässel zurück, nachdem sie einander zum Abschied die Hände gegeben hatten. Wie sie weg waren, sah ich auf dem Schutt neben der Thüre etwas Weißes liegen: es sah aus wie ein zusammengefaltetes Papier und mochte dem Schwarzen beim Abschiednehmen aus dem Mantel gefallen sein. Ich wartete, bis der Reiter zurückkam, regte mich aber nicht und sah, wie er die Thüre wieder zumachte und versperrte. Bei dem Bewegen der Thüre fing der Schutt, den er zuvor bei Seite geräumt hatte, zu rutschen an, daß er das Papier überdeckte. Der Reiter sprang mit einem Fluche beiseit' und trollte sich seiner Wege . . . Ein paar Tage darauf mochten sie eingesehen haben, daß ich zu nichts mehr nütz war, und daß sie mich umsonst füttern würden . . . sie ließen mich laufen. Eh' ich aber ging, ersah ich mir den Augenblick, lief in das Gässel und holte das Papier, das noch richtig unter'm Schutte lag . . ."

Biener hatte mit steigender Bewegung zugehört. „Und dies Papier?“ fragte er nun, vor Hartmann stehen bleibend. „Besitzt Er es noch? Kann Er mir's herbeischaffen?“

„Ich hab' es noch!“ antwortete Hartmann. „Ich habe wohl hineingeschaut: es ist aber Latein, und da ich Niemand davon sagen wollte, hab' ich's versteckt — bei meiner alten Mutter im Bayerischen draußen, wohin ich mich zuerst gewendet hatte, als ich frei geworden . . .“

„Hör' Er, mein Freund,“ sagte Biener, „Er kann der durchlauchtigen Frau Herzogin und dem ganzen Hause einen großen Dienst erweisen, wenn Er das Papier herbeischafft. Breisach war der Schlüssel zu Vorderösterreich . . . es ist eine Besitzung der Tiroler Herzoge und nun fast so gut wie verloren! Kann sie noch gerettet und wieder gewonnen werden, so ist es unerläßlich, erst ganz das Gewebe von Ursachen zu kennen, durch welche sie verloren ging! Geh' Er nach Bayern zurück, hole Er das Papier, und ich werde selbst Seine Sache unmittelbar der Frau Erzherzogin vortragen. Will Er das?“

„Zu Befehl, Excellenz!“ erwiderte Hartmann. „Hab' ich dem Manne Unrecht gethan, so wird sich's ja zeigen, und ist er wirklich ein Heimtücker und Verräther, so soll's mich freuen, wenn ich 'was dazu thun kann, ihm die Larve herunterzureißen. Verlassen sich Excellenz auf mich. Ich mache mich morgen auf den Weg, und in acht Tagen haben Excellenz das Papier in der Hand, oder Sie können darauf zählen, daß mir eine Schwedenkugel das Wiederkommen erspart hat . . .“

Er verbeugte sich und ging, und bald ließ sich der Schall des Thores hören, das hinter ihm zugeschlossen wurde. Der Kanzler maß noch immer das Zimmer mit mächtigen Schritten; dann trat er zum Schreibtische und begann das eben Gehörte in kurzen Zügen niederzuschrei-

ben. Er bemerkte darüber gar nicht, daß Schildhofer eingetreten war und, als er ihn so eifrig beschäftigt sah, um nicht zu stören, auf einem Stuhle unweit der Thüre Platz genommen hatte. Der Alte saß gebückt, in seiner Lieblingsstellung, die gefalteten Hände um die aufgestellten Kniee geschlungen. So ruhte sein Blick halb freundlich, halb bekümmert auf dem Schreibenden.

Als Biener sich umwandte, begegnete er diesem Blicke und der Ernst in seinen Zügen wich dem gewohnten Lächeln, indem er ausrief: „Ah, Du bist hier, Schildhofer? — Ich sehe Dir an, was Du mir zu sagen hast! Du bist wieder einmal unzufrieden mit mir und willst mich auszanken! Was hab' ich denn so Böses gethan, daß es nicht einmal bis morgen Zeit hat?"

„Hast Recht, Excellenz!" sagte der Bauer „Es nutzt mich zwar gar nichts, und Du thust doch immer, was Du willst — aber ich kann das Brummen doch nit lassen . . . Du weißt, daß ich Dich gern hab', und weißt es auch warum . . ."

„Ich weiß es!" sagte der Kanzler herzlich. „Darum höre ich immer auf Deinen Rath und folge ihm, wenn ich irgend kann! Also rede, was hast Du auf dem Herzen?"

„Das alte Lied," antwortete der Bauer, „ich muß Dir's halt so oft vorsingen, bis vielleicht doch ein bissel 'was hangen bleibt . . . Wann Du's nur über Dich gewinnen könntest, und thät'st den Spottteufel in Dir ein bissel bandeln, daß er nit alle Finger lang seine Hörndeln herausstrecken kann!"

Biener lachte herzlich. „Ist es das?" rief er. „Ich meine doch, es ist nicht so schlimm damit, als Du es machst!"

„Nitte so schlimm?" erwiderte Schildhofer, indem er aufstand und näher trat. Es ist woltern schlimm, denn Du machst Dir Alle zum Feind, über die Du spottest, und

das thut mir leid, Excellenz, weil ich Dich kenn'; weil ich weiß, daß Du's, wenn Du auch kein Tiroler bist, wahrhaftig gut meinst mit dem Land und der Frau Erzherzogin!"

„Es ist eine alte Geschichte, daß die Wahrheit nicht angenehm zu hören ist — soll man sie darum nicht sagen?"

„Es ist aber auch eine alte Geschichte: wer die Wahrheit geigt, bekommt den Fidelbogen um's Maul! Sagen soll man die Wahrheit freilich, aber sie ist eine so viel ernsthafte Sach', daß man nur ernsthaft mit ihr umgehen und nit spötteln soll mit ihr . . ."

„Das wäre traurig, Freund Schildhofer, und die Wahrheit würde damit noch verhaßter, als sie ohnehin ist. Schon ein alter römischer Dichter rühmt es als höchste Weisheit, lachend die Wahrheit zu sagen!"

„Dann muß es selbiger Zeit anders gewesen sein, als jetzt, oder es macht, daß Du eben eine große Gewalt in Händen hast und hast die Macht, der Wahrheit auf ganz andere Weis' zur Ehr' zu verhelfen, als mit ein paar lustigen Schlauderwörteln! Du kannst Einen von Amt und Brod jagen, glaub' ich, er wird Dir's eher verzeihen, als wenn Du ihn lächerlich machst ... wie neulich bei der Einweihung in der Scharnitz den Vicekanzler, den Pappus, den Du, ich weiß nicht was, genannt hast! Er hat beinahe das hitzige Gallfieber davon gehabt!"

„Was kann ich dafür," lachte Biener, „wenn der gekrönte Dichter so schlechte Gedichte macht?"

„Und der Präsident Schmauß, was wird erst der thun und sagen, wenn er hört; daß Du ihn einen Sumpf genannt hast!"

„Er wird sich ärgern und dann seinen Aerger veressen oder vertrinken! Er kann sich gar nicht recht herzhaft

ärgern, alle Dicken sind gutmüthig, und in einem Sumpfe giebts kein Gewitter!"

„Ein Gewitter freilich nicht," sagte Schildhofer kopfschüttelnd, „aber da steigen die giftigen Dämpf' auf, die das Gewitter machen, wie der Pater Guardian sagt. Es giebt Leut', die wissen wollen, daß der Schmauß sich nur so gutherzig anstellt, „daß er's aber faustdick hinter den Ohren hat und Dir grimmig feind ist!"

„Warum nicht gar! Wenn er böse thut, lad' ich ihn zum Essen ein, geb' ihm meinen besten Burgunder preis oder ein neues Gericht, dessen Namen er noch nicht gehört hat . . . und er denkt nicht mehr daran, daß er böse sein wollte! Aber mögen sie sich ärgern und mir grollen! Ich thue streng meine Schuldigkeit und frage nicht nach ihrem Zorne!"

„Ich weiß nit, ob das recht ist!" sagte der Bauer mit stärkerem Kopfschütteln. „Schon Manchen, der in ein Wespennest gestört hat, haben die Thierl'n zu Schanden gestochen, so klein sie sind! Und wenn man noch so gerad' daher geht auf dem ebensten Weg, kann man Einem doch den Fuß unterschlagen, wenn man's darauf anlegt. Und erst gar, wenn Jemand so unüberlegt daher geht, wie Du, Excellenz!"

„Thu' ich das, Alter?" erwiderte Biener gütig. „Das ist doch zu viel gesagt — unbesorgt . . . ja, das geb' ich zu, aber nicht unüberlegt!"

„So? Und war das etwan wohl überlegt, daß Du neulich in der Scharnitz den Wällischen, den die Bauern gepackt hatten, so mir nichts dir nichts wieder hast laufen lassen?"

„Hätt' ich mich mit dem Schuft besudeln sollen?"

„Festhalten hättest ihn sollen und aus ihm heraus examiniren, wer ihn angestiftet hat . . . denn daß es ein angestifteter Handel war, darauf leg ich die Hand in's

Feuer . . . Ich denk' wohl," fügte er bei, indem er einen Athemzug innehielt und Biener fest ansah, „ich denk' wohl, Du weißt, was er für Reden geführt hat?"

„Ich weiß es!" entgegnete Biener ruhig.

„Und die den Wällischen angestiftet haben, wissen auch, warum sie das gethan haben, und haben gerade den rechten Fleck getroffen, mein' ich . . . Muß ich Dir Alles sagen, wie ich mir's denk'? — Du bist den Meisten nit recht: den Tirolern, weil Du kein Tiroler, und den Wällischen, weil Du ein Deutscher bist, den Tirolern und Wällischen aber mit einander, weil sie Dir um das Vertrauen der Frau Claudia neidig sind, und auf die Macht, die Du hast, und weil Du sie fest und allein in der Hand halt'st und Niemand hineinpfuschen lass'st in's Regiment . . ."

Biener nickte lächelnd. „Du hast nicht Unrecht!" sagte er, indem der Bauer fortfuhr: „D'rum möchten sie Dich weg haben, Excellenz — und wenn auch nichts ist an dem Gered', so können sie's zuletzt doch dahin bringen, daß die Frau Claudia ihrer selbst wegen gar nit anders kann, und muß . . ."

„Sie muß . . .? Nun was stockst Du? Vollende nur ungescheut. Sie muß mir den Laufpaß geben, meinst Du! — Nun, ich denke nicht so über die Sache — indessen, wenn Du die Gefahr ausgekundschaftet hast, ist Dir auch gewiß das Mittel nicht entgangen, sie abzuwenden. Was willst Du, daß ich thun soll?"

„Das will ich Dir wohl sagen, Excellenz! — Schau', es ist mir erst heut' Abend wieder schwer auf's Herz gefallen, daß Du so allein bist, daß Du Dich mit einem alten Drachen, wie die Frau Sepha, herumzanken sollst, und daß Deine arme Kinderl'n in fremder Leut' Händen sein und den Vater entbehren müssen . . ."

„Ich verstehe, was Du meinst!" sagte der Kanzler,

indem er etwas verdüstert vor sich hinsah: „Ich soll wieder heirathen! Du hast mir das schon oft zu merken gegeben — aber ich habe keine Lust dazu. Mein Rudolph ist bei den Jesuiten, meine Fränzel bei den guten Frauen zu Hall in den besten Händen, und ich . . . nun, ich bin das Alleinstehen nachgerade gewohnt geworden . . . mein alter Hausdrache ist am Ende nicht die Schlimmste und meint es gut!"

„Die Kinderl'n sind gut aufgehoben — das ist wahr, aber ist es denn schon genug, wenn sie just nicht schlecht behandelt werden? Ich mein', den Vater könnte doch nichts ersetzen ... weiß ich ja doch von mir selber, daß ein Vater die Augen überall haben und doch das Unheil nit abhalten kann von seinem Fleisch und Blut . . . wie viel weniger, wenn sie Einem ganz aus den Augen sind! Du solltest Dir's nochmal und nochmal bedenken, Excellenz!"

Biener schwieg einen Augenblick. „Ich habe meine gute Frau — Gott habe sie selig! — von Herzen lieb gehabt!" sagte er dann. „Unsere Ehe war so glücklich, daß mir in der Erinnerung die dritthalb Jahre ihrer Dauer wie ein einziger schön verlebter Tag vorkommen! Ich möchte eine neue Verbindung nicht eingehen, von der ich nicht das Gleiche erwarten, zu der ich nicht dieselbe Neigung mitbringen könnte . . . und ich habe noch nie in meinem Herzen verspürt, daß es so wäre!"

Schildhofer stand auf und ergriff seinen bei Seite gelegten Hut, um zu gehen. „Ja," sagte er ernsthaft, „das ist 'was Anderes; in's Herz sieht nur unser Herrgott! Mach's also aus vor ihm und mit ihm, Excellenz! Ich alter grober Bauer hab' kein Recht darauf, daß Du mir die Wahrheit sagst . . . ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß Derjenige, der allen Leuten so gern die Wahrheit sagt, sie vor sich selber nit verschweigen oder verleugnen wird — weil sie ihm vielleicht unangenehm ist, wie

Denen, über die er spöttelt! Damit kann ich meine Weg' gehen . . . gute Nacht, Excellenz, und nichts für ungut! Ich hab' meine Schuldigkeit gethan!"

„Und ich verspreche Dir, zu thun, was ich als die meinige erkenne!" erwiderte der Kanzler entschieden, indem sie sich die Hände schüttelten.

Schildhofer ging, bald lag tiefes, lautloses Schweigen über dem einsamen Büchsenhause. Der Kanzler schritt in gewohnter Weise durch sein Gemach, aber es war nicht zu verkennen, daß er innerlich erregt war. „Wär' es an dem," sagte er für sich hin, „daß ich etwas vor mir selbst verhehle? Daß ich mich scheuen muß, mir selbst die Wahrheit zu sagen? — Nein," rief er dann, sich höher aufrichtend, „ich weiß, was ich will! Das Ziel liegt unverschleiert vor mir . . . ich kann es erreichen, und sollte es mir selbst unmöglich machen? — Voran auf dem begonnenen Wege — nicht seitwärts und nicht zurück! Ich will's vollenden!"

Er trat an's Fenster, öffnete es und ließ sich die laue Nachtluft um die Stirne wehen. Der Mond war heraufgekommen und breitete seinen vollsten Schein duftig und schleierhaft über das ganze Innthal, in das die Berge schwarz und feierlich herniedersahen, während in der Tiefe der Innstrom sich unruhig und glitzernd hinschlängelte. Jenseits derselben sahen die dunklen Umrisse der Residenz herüber, mit schwarzen, kaum unterscheidbaren Fenstern. Nur zwei davon waren beleuchtet. Der Kanzler blickte sinnend hinüber; seine Gedanken waren eine Frage an die Zukunft. Da rauschte und sauste ein plötzlicher Windstoß von den Höhen herunter, eine breite Wolke legte sich vor den Mond, und das Licht jenseits des Inns erlosch.

Drittes Kapitel.

Wetterwolken.

Vom Kapuzinergraben her eilte in früher Tagesstunde ein schlanker Mann in Federhut und Mantel und hatte den Kragen desselben so hoch emporgezogen, daß von Kopf und Gesicht fast nichts zu sehen war, als das darüber herausquellende pechschwarze und etwas krause Haar. An der Ecke angekommen, beugte er nach der Sarntheingasse ein und war mit wenigen Schritten durch den kleinen Bogen in der Judengasse angelangt, nicht ohne am Eingange den Kopf noch tiefer in den Mantel gesteckt und um sich geblickt zu haben, ob er von Niemand bemerkt werde. In der Krümmung der engen Gasse zeigte sich ein hohes schmales Gebäude, das trotz aller Anspruchlosigkeit doch auf den ersten Blick erkennen ließ, daß es einem wohlhabenderen Manne gehörte, als die umliegenden, meist verwahrlosten und von Unsauberkeit starrenden Häuser.

Der Mann im Mantel eilte auf das Gebäude zu, zog gebieterisch an der Klingel und stand, nachdem die Thüre sich geräuschlos aufgethan, nach wenigen Schritten auf der schmalen Holztreppe, welche in den Vorplatz des obern Stockwerks führte, und über deren Geländer sich eine alte Frau mit breitem wohlgenährtem Gesichte herabbeugte und dem Ankommenden entgegen rief: „Gott's Wunder, was eine sonderbare Ueberraschung! Der Herr Obersthofmeister Graf Montecuculi thut Löb Abraham die Ehr' an in seinem eignen Haus!"

„Schweig', Alte!" rief Montecuculi zornig, mit etwas fremdklingender Betonung. „Kräh' es nicht aus in der ganzen Nachbarschaft! Deine Stimme schmettert wie eine von den Trompeten in Eurem alten Testament!"

„Immer spaßhaft, gräfliche Gnaden!“ kicherte die Alte, sich mühsam mäßigend. „Immer lustig und aufgeräumt! Daß ich's doch weiß von Löb Abraham, was sein gräfliche Gnaden für ein lustiger Cavalier!“

„Halt' mich nicht auf, Alte!“ drängte der Graf. „Wo ist Araham? Ich muß ihn augenblicklich sprechen!“

„Gott's Wunder! Wie heißt angenblicklich sprechen, wenn Abraham Löb ist gar nicht zu Haus! Daß er doch ist verreist schon seit drei Wochen; ist gegangen zu machen eine Handelschaft mit Wein in Trient und Rovereyd . . .“

„Wie? Er wäre noch nicht zurück?“ rief der Graf. „Das ist unmöglich. Ich weiß von dieser Reise; nach der Verabredung muß er gestern Abend zurückgekommen sein . . .“

„Er ist aber nicht gekommen, Herr Graf! Daß ich doch bin selber in großer Sorg' und Bekümmerniß, weil er ist geblieben außen über sein Versprechen. Löb Abraham ist ein ehrlicher Jüd und halt' sein Wort: weil er ist nicht gekommen, wie er's hat versprochen, muß ich nicht fürchten, daß ihm ist geschehen ein Unglück? Aber bleiben Sie doch nicht stehen auf der Stiege, gräfliche Gnaden! Sarah, Sarah — komm' doch herbei, schließe die vordere Stube auf und mache gräfliche Gnaden Deine Reverenz! — Sarah, Sarah! Wo steckt denn das Schickselchen?“

„Diavoletto!“ rief der Graf, „was habe ich in Eurer Stube zu schaffen? Ich muß Geld haben, heute noch, vor Abend! Araham hat mir's versprochen, daß ich heute zweihundert Ducaten erheben kann!“

„Gottes Wunder!“ rief die Alte entgegen. „Wie heißt zweihundert Ducaten! Löb Abraham müßte sein reicher, als der Tempelschatz von Jerusalem, wenn ich sollt' haben so viele Pfennige!“

„Kein Geschwätz, Alte!“ entgegnete barsch der Graf. „Ich habe auf das Geld gerechnet und muß es haben, also schaff' es her, wenn Du es nicht selbst im Hause hast! In

einer Stunde schick' ich darum: erhalt' ich es nicht, so will ich's dem Araham gedenken, daß er mich genarrt hat. Ihr sollt erfahren, was es ist, wenn ich meine Hand von Euch abziehe!"

Während dieser Reden war die Tochter des Alten aus einer Kammer am Ende des Hausplatzes getreten und hatte, an dem Grafen mit flüchtiger Verbeugung vorüber eilend, eine Thüre neben der Stiege aufgeschlossen, die in das Prunkzimmer des Hauses führte, das nach der Gasse sah. Es war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, schlank und zierlich gebaut und von scharf geschnittener aber schöner Gesichtsbildung. Die Haut war von der seltensten Weiße, so daß die Röthe der Wangen und Lippen ungemein reizend dagegen abstach. Die Augen wetteiferten an Glanz und Schwärze mit den reichen Locken, welche unter einem turbanartig um die Stirne geschlungenen Tuche hervorringelten und den Nacken hinabfielen. Sie war rasch in das Zimmer getreten, wie wenn sie nachsehen wollte, ob Alles zum Empfange des Gastes in Ordnung sei: auf einmal stieß sie einen lauten schreckhaften Schrei aus, der das Gespräch an der Treppe unterbrach und die Mutter der Antwort auf Montecuculi's Drängen überhob.

„Was ist's, Sarah?" rief sie. „Was hast Du geschrieen?" Als lebende Antwort stand aber das Mädchen bereits in der Thüre, sichtbar wie durch etwas Unerwartetes verstört und erbleicht, und rief, ehe die Mutter weiter zu fragen vermochte: „Der Aaron, Mutter . . . der Aaron kommt auf's Haus zugelaufen!"

„Der Aaron kommt gelaufen? Und allein?" schrie die Alte. „Weh geschrieen — das bedeutet nichts Gutes — dann ist ein Unglück geschehen mit Löb Araham . . ." Das Mädchen hatte indessen den Lederriemen angezogen, welcher die Hausthüre öffnete, und ein junger Mensch mit bleichem, hagrem Gesichte, matten, rothgeränderten Augen und

schmutzig rothem Hauptthaare kam die Treppe herauf. „Aaron," rief ihm die Alte entgegen, „was ist geschehen? Wie kannst Du zurückkommen allein, wie gekommen ist Kain? Wo ist Löb Abraham?"

„Wo wird er sein?" erwiderte der Junge keck. „Wo er nicht ist gern! Ich hab' mich weggestohlen, wie ihn die Soldaten haben gepackt am Kragen und haben ihn geschleppt in's Gefängniß. Ist das nicht der Herr Graf Montecuculi, zu dem ich so oft bin geschickt worden mit Geldsäcken? Laßt ihn antworten, Frau: er wird's am besten wissen, wie es ist in dem Gefängniß von Rovereyd, wohin sie haben geschleppt Löb Abraham!"

„Aber warum denn?" rief Montecuculi ungeduldig. „Weshalb ist er im Gefängniß?" Die alte Jüdin hatte sich bei diesen Worten Aaron's die Haube vom Kopfe gerissen und raufte sich das kurze, wirre, weißgraue Haar. „Weh' geschrieen!" rief sie. „Der Herr hat heimgesucht das Haus von Löb Abraham! Im Gefängniß! Der alte kranke Mann! Daß sie sollen verkrummen und verlahmen, die uns das haben angethan!" Sarah gab keinen Laut von sich; sie stand wie versteinert und noch bläſſer als zuvor, aber an den dunklen Wimpern hing eine große Thräne.

„Das hat Niemand gethan, als der Herr Graf!" sagte Aaron, als er wieder zu Worte kommen konnte. „Er hat uns den Geleitbrief gegeben!"

„Den Geleitbrief?" rief der Graf hastig. „Was ist es mit dem? Sollte er nicht respectirt worden sein?"

„Ja — ins Gefängniß haben sie ihn respectirt!" fuhr Aaron fort. „Weil wir haben gehabt den Geleitschein, sind wir gleich auf dem nächsten Wege herein in's Land und haben nicht angehalten, wo die Contumazhütten stehen, daß die Pest nicht soll werden wieder eingeschmuggelt in's Land. Sind wir auch schon gewesen gekommen bis Ro=

vereyd, da sind wir angehalten worden, und wie wir haben gezeigt unsern Schein, daß wir können reisen und handeln contumazfrei, wie wir wollen, da haben sie genommen den Schein und haben gesagt, er gilt nicht, und haben genommen die Waar' und Löb Abraham und haben ihn geschleppt nach Rovereyd, wo sie ihm werden machen den Proceß. Auf mich haben sie nicht geachtet in dem Geschrei und Gezänk, da bin ich davon und habe mich durchgeschlichen bis Innsbruck!"

Montecuculi war abwechselnd blaß und roth geworden vor Zorn. „Ungiltig?" rief er. „Mein Geleitschein ungiltig? Wer hat sich unterstanden, das zu sagen und ihn nicht zu beachten?"

„Wie kann ich das wissen?" entgegnete Aaron. „Aber in Rovereyd haben sie nicht darauf geachtet, das ist gewiß!"

„Ha, wer es auch immer sei, der mir das gethan," rief der Graf grimmig, „er soll mir dafür büßen! Aber wie ist es mit meinem Gelde, Frau? Wollt Ihr mirdie zweihundert Ducaten schaffen?"

„Ich werd' sie schaffen, gräfliche Gnaden!" sagte die Alte, sich in ihrem Schmerze zusammennehmend. „Aber Sie werden dafür schaffen, daß Löb Abraham wieder wird frei, daß nicht muß liegen sein grauer Kopf auf Gefängnißlager, und nicht athmen seine alte Brust die Luft von dem Gefängniß! Haben Sie ihm gegeben den Geleitsbrief, werden Sie auch sorgen, daß er muß werden respectirt!"

„Das werd' ich!" entgegnete Montecuculi, sich zum Gehen anschickend. „Ich werde sorgen, daß ich für diesen Affront Genugthuung erhalte, und Abraham vollständige Entschädigung! Bis wann kann ich das Geld haben?"

„Gott's Wunder! Wie heißt Entschädigung!" rief die Alte. „Gräfliche Gnaden sollen haben die Ducaten in einer Stund'; Aaron soll laufen zu Levi Halleiner und zu andern von unsern Leuten, bis wir haben das Geld beisam=

men! Sie werden uns wieder schaffen Löb Abraham, werden Vaterleben frei machen ... o ich möchte gräfliche Gnaden schon im Voraus dafür danken und möcht' Ihnen die Hand küssen, wenn's mir wär' erlaubt. . . ."

Die Alte machte eine Bewegung, als wenn sie Montecuculi's Hand ergreifen wollte. Mit unverhehltem Abscheu sprang dieser zurück. „Untersteh' Dich, mich zu berühren, Alte!" schrie er zornig. Diese konnte nichts erwidern, denn im Augenblicke hatte Sarah sie zurückgerissen, so daß sich zwischen die Mutter und den Grafen zu stehen kam: „Geh', Mutter!" sagte sie kalt und höhnisch „Hast Du vergessen, daß ein guter Christ von einem schlechten Juden nicht berührt sein will? Laß uns zufrieden sein, wenn sie doch unser Geld aus unsern Händen nehmen . ."

Montecuculi, der bereits auf der Treppe war, wandte sich nach dem Mädchen um. „Diavoletto!" rief er verächtlich lachend, „das Schickselchen ist empfindlich! Tröste Dich immer — es giebt Ausnahmen, und eine Berührung mit Dir könnte man sich schon gefallen lassen. Also — in einer Stunde schick ich meinen Kammerdiener um das Geld."

Damit eilte er die Treppe vollends hinab und aus dem Hause; Sarah wendete sich ab und spuckte aus; die Alte aber setzte die Haube wieder zurecht und murmelte: „Wenn's nur ist wegen dem Geleitschein, wird's nicht kosten den Hals — mag der Herr Graf nur sehen, wie er das Ding wieder zurecht bringt, haben wir ihn doch um so besser in der Hand. . . Komm, Aaron, brauchst nicht zu laufen zu Levi Halleiner und andern von unsern Leuten; komm in's Gewölb', wollen wir aussuchen die Ducaten und wägen und nachhelfen, wenn sollte einer fallen gar zu schwer in's Gewicht!"

Unter widrigem Lachen schritt sie den Hausplatz hin, von Aaron mit zustimmendem Grinsen begleitet. Nach

einigen Schritten blieb sie stehen und sah auf Sarah zurück. „Was bist Du zornig, und willst Dich kränken über die Grobheit von dem Christ? Haben wir sie doch Alle in der Hand mit dem Geld und werden sie haben noch mehr! Lache, mein Schickselchen, lache! Stichst Du ihnen in die Augen, weil Du schön bist, wie die Rose von Saron? Will's glauben — aber es soll Dir Keiner zu nahe kommen, kannst lachen über die Gojim!"

Damit ging sie; Sarah wendete sich, um die Thüre des Prunkzimmers wieder zu schließen. Bei den Worten der Mutter war ein dunkles Roth über ihr Angesicht geflogen, und während sie mit der rechten Hand den Schlüssel umdrehte, griff die Linke wie mechanisch an das Busentuch, um ein kleines, dort verborgenes Blättchen Papier noch tiefer in die Umhüllung hinabzudrücken.

— — — Inzwischen begann es in den Räumen des Regierungsgebäudes, unfern der Ottoburg, bereits lebhaft zu werden, denn die neunte Stunde rückte heran, zu welcher die Session ihren Anfang nehmen sollte. In dem Vorsaale des Sessionszimmers standen einige jüngere Männer beisammen und warteten auf den Anfang der Sitzung. Es waren die Praktikanten und Secretaire der Regierung, unbezahlte Hilfsarbeiter, denen daran liegen mußte, durch pünktliches oder vorzeitiges Erscheinen ihren besondern Diensteifer kundzugeben und sich dadurch die Aussichten auf baldige Anstellung und Besoldung zu erhöhen. Der Vorsaal war geräumig, aber mit Ausnahme einiger kleiner Pfeilertische beinahe leer; an den Wänden lief eine hoch hinaufreichende Eichentäfelung herum. Der übrige Theil war mit grünem Wolldamast bespannt. Am Plafond war in einem zierlichen Stuccaturrahmen das Urtheil Salomonis in etwas gewagten Gestalten al fresco gemalt. In den Ecken prangten in gleicher Weise die Embleme und Insignien der Rechtsprechung von Gesetzbuch und Waage an

bis zu Richtschwert und Rad in Trophäenform zusammengefügt. Ueber der geschnitzten Holzverkleidung der in den Sessionssaal führenden Flügelthüre war, ebenfalls in Holz geschnitzt, die Figur einer Themis angebracht, mit der Binde um die Augen.

Die jungen Leute standen am Fenster in eifrigem Gespräche beisammen und achteten nicht auf die Diener und Boten, die manchmal mit einem Actenstoße durch das Vorgemach schritten, um ihn im Sessionssaale abzulegen.

„Sagt, was Ihr wollt!“ rief der eine der jungen Männer, eine etwas auffallend hagere Gestalt mit abgelebten und welken Gesichtszügen. „Man speist doch nirgends besser, als bei dem Kammerpräsidenten! Das hab'n wir gestern wieder gesehen!“

„Es war ein exquisiter Abend!“ entgegnete ein Blondkopf mit ein paar tiefliegenden warmen Augen und weichen Gesichtszügen. „Trojer hat Recht. Der Herr von Schmauß hat Alles vereinigt, was man von geselligen Genüssen nur wünschen kann. Wie lange hat's gedauert?“

„Du brauchst nicht zu fragen, Henrici!“ rief der Dritte, eine gedrungene, untersetzte Gestalt mit dicken, wohlgenährtem Gesichte, aus welchem ein paar listige braune Augen kaum herauszublinzeln vermochten. „Sieht er nicht so verwacht und übernächtig aus, als wie unsere Themis da über der Thür? So lange noch ein Weiberrock im Saale war, ist Seine Wohledlen Herr Cyriacus von Trojer sicher nicht vom Platze gewichen!“

„Doch jedenfalls vor Dir, Heimbl,“ antwortete Trojer rasch, „denn der Tiroler Bacchus muß sitzen, so lange noch eine Flasche einen ganzen Hals hat!“

„Ich schenke den Gesellschaften bei dem Herr Kammerpräsidenten Edlen von Schmauß auf Kolbenthurm und Angerzell alle gebührende Consideration,“ sagte ein Vierter, eine feine zierliche Gestalt mit klugen, besonnen lächelndem

Gesichte, „gebe aber mit Permission dennoch den Cercles bei unserm Herrn Kammerpräsidenten Grafen von Wolkenstein die Préférence. Dort versammelt sich eigentlich Alles, was auf bon ton Anspruch macht: die Gesellschaft ist gewählter, und die Unterhaltung von größerer Finesse . . .“

„Finesse!“ rief der dicke Heimbl. „Wir andern Menschenkinder, die nicht wie Sie mit der Grafenkrone auf die Welt gekommen sind, wir nennen das Langweile. Aber man weiß ja, daß der Herr Graf Spaur, sich nur wohl fühlt, sobald auf jede Person in der Gesellschaft mindestens sechszehn Ahnen kommen, wenn man sich auch zu Tod gähnen möchte vor Steifheit und Vornehmthuerei!“

„Chacun à son goût!“ erwiderte Graf Spaur ablehnend. „Ich mache nicht die Prätension, daß der Herr Regimentspractikant Heimbl meine Sentiments approuviren solle, zumal ich denselben versichern kann, daß ich den epigrammatischen Ton, an dem Sie Plaisir zu finden scheinen, keineswegs goutire.“

„Das liegt wohl in der Luft,“ sagte Henrici; „das Bonmot und die Satyre sind Mode geworden in Tirol. Wir wissen, wer das Beispiel dazu giebt. . .“

„Aber es nachzuahmen, bleibt gefährlich!“ lachte Trojer. „Um satyrisiren zu können, muß man so hoch stehen, wie gewisse Leute, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, die man nicht treffen kann, auch wenn es Einem einfallen sollte, gegen den Stachel auszuschlagen!“

„Wer weiß!“ sagte Graf Spaur bedächtig. „Es giebt auch Geschütze für die Ferne, und wer hoch steht, ist denselben am meisten exponirt. . .“

„Ich will nicht fragen und nicht wissen, was Sie damit meinen, Herr Graf,“ erwiderte Heimbl, „aber — mit oder ohne Nachahmung, ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und meine, daß es mit dem Geschütz allein nicht abgethan ist — um damit zu treffen, ist vor Allem

ein Schütz nothwendig, der ein sicheres Aug' und eine feste Hand hat zum Zielen! — Aber wozu den Streit? Thue Jeder, wie es ihm beliebt! Ich sage und bleibe dabei, bei Schmauß ist jedenfalls die Tafel reichlicher und der Wein besser, als bei Wolkenstein!"

„Auch die Unterhaltung ist angenehmer," sagte Trojer „denn sie ist freier und ungezwungener. Das Angerzeller Schlößchen ist die Zuflucht Aller, die einen Abend angenehm verbringen wollen. Der Kammerpräsident ist kein Köpfhänger — er weiß zu leben und nach Umständen auch ein Auge zuzudrücken!"

„Waren viele Damen anwesend?" fragte Graf Spaur. „Ohne Zweifel in großer Parure? Und welche hat den Preis des Schönheit davongetragen?"

„Es war ein auserlesener Blumenkranz von Schönheiten!" antwortete Trojer. „Die Wahl würde trotz aller Parteilichkeit selbst dem neuem Paris von der Scharnitz schwer geworden sein! Da war — die Männer übergehe ich natürlich, denn nach ihnen hab' ich mich nicht umgesehen — da war die Geheimräthin Girardi, zart und schlank, nur um so viel zu mager, als die Frau Oberstjägermeisterin von Arz zu füllreich ist. Da schmachtete die blasse Marchesa Agostini, während gegenüber die junge Frau des Oberstkämmerers von Künigl ihre ganze Munterkeit sprudeln ließ. Da waren die Serbelloni, die Mundschenkin von Stachelburg, die Lodron, die Königseck, ungerechnet ein paar Schock von Räthinnen, Kanzlerinnen und Vice-Kanzlerinnen mit ihrem jungen Nachwuchs. Aber um Ihre Frage zu beantworten, welcher Dame der Preis des Abends gebühre. . ."

„Das kann keine Frage sein!" unterbrach Heimbl. „Ich habe sie zwar nicht gesehen, aber am Schenktische war Alles einig, daß die junge Freiin von Königseck die Schönste sei!"

„Warum nicht gar!“ lachte Trojer. „Die bleiche nüchterne deutsche Blondine! Da ist die Marchese Madron eine andere Erscheinung! Da ist Leben, da ist Geist, sprühendes südliches Feuer!“

„Nun nun, nimm Dich nur in Acht,“ bemerkte Henrici, „daß Du dem Sprühfeuer nicht zu nahe kommst und anbrennst!“

„Dürr genug ist er wenigstens,“ lachte Heimbl, „um von einem Funken Feuer zu fangen!“

„Allerdings, dieser Gefahr bist Du überhoben!“ war Trojer's Antwort. „Dein Pulver wie Dein Witz stehen immer unter Wasser! Du bist nicht urtheilsfähig in solchen Dingen — aber am Ende ist Weiberschönheit immer Sache des Geschmacks. Während der Eine für eine Blondine seufzt, begeistert sich der Andere für eine brünette Italienerin und der Dritte schwärmt gar für die Rabenlocken einer Orientalin — nicht wahr, Henrici?“ Er drehte sich dabei halb auf dem Absatze herum und klopfte den Ueberraschten auf die Schulter.

„Wie kommst Du dazu, diese Frage an mich zu richten?“ fragte dieser, leicht erröthend und nicht ohne Verlegenheit.

„Als ob man große Ursach brauchte, um auf so etwas zu kommen!“ rief Trojer lachend. „Ich meine, trotz Deiner blauen Schwärmeraugen hast Du Dich doch auch schon umgesehen unter den Töchtern Eva's und könntest wissen, daß es Leute giebt, die über einem Paare schwarzer Augen ganz vergessen können, daß ihre Besitzerin damit zu einem Fenster in der Judengasse heraussieht . . .“

„Aller Wetter!“ schrie Heimbl, „das hört sich ja complett wie eine Anspielung an! Sollte unser schüchterner Joseph seinen Mantel eingebüßt haben?“

„Thorheiten!“ entgegnete Henrici. „Ich muß Dich allen Ernstes bitten, solche Scherze zu unterlassen!“ Er

war unverkennbar noch befangener, als zuvor; Graf Spaur bemerkte es und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. „Und was wurde eigentlich geboten diesen Abend? Worin bestand die Unterhaltung?"

„Eben darin," erwiderte Trojer, „daß Jeder das fand und thun konnte, was nach seinem Geschmacke war. Wer gerne tafelt, fand etwas ganz Neues, Rebhühner mit Trüffeln — nota bene, die Trüffeln kamen geraden Wegs aus Frankreich. Der spanische Gesandte hatte die Gefälligkeit, sie für den Kammerpräsidenten auf diplomatischem Wege mitten durch die feindlichen Armeen kommen zu lassen. Für Trinker gab es eine ausgesuchte Sorte Burgunder; für Spiellustige L'hombretische und deutsche Karten zum Landsknecht. Dazwischen ließ der Castrat Fiorito seine Triller und Läufe hören und gab Denen erwünschte Gelegenheit, die sich während des Gesangs unbeachtet mit einer der Damen unterhalten wollten . . ."

„In der That!" rief Spaur. „Das Fest muß etwas Fürstliches gehabt haben. Ich weiß zwar, daß der Kammerpräsident Freiherr von Schmauß ein sehr vermöglicher Mann ist — indessen gesteh' ich, einen Reichthum, wie solche Depensen ihn voraussetzen, hätte ich nicht bei ihm gesucht."

„Es war auch gestern besonders großartig," erwiderte Trojer, „es hieß, der Geburtstag des Hausherrn solle gefeiert werden, aber man munkelt auch von enormen Schulden und von hochstrebenden Plänen desselben, wofür diese Feste die captatio benevolentiae sein sollen. Es war darum auch Alles geladen und anwesend, was in Regiment und Kammer und bei Hof eine Stimme hat . . ."

„Alles — bis auf die Hauptperson!" warf Heimbl ein.

„Du meinst den Staatskanzler?" fragte Trojer. „Als ob der Misanthrop jemals bei solchen Anlässen erschiene!"

„Er wird seine Gründe haben!“ sagte Heimbl. „Neben der höchsten Person im Regimente hat aber auch die geringste gefehlt: unsern jüngsten Collegen Kolb habe ich vergebens gesucht!“

„Ich bin ihm heute bereits begegnet und habe ihn befragt!“ bemerkte Henrici. „Die Schönheit des Abends hat ihn zu einem größeren Spaziergange veranlaßt, von dem er zu spät zurückkam, um noch mit Anstand erscheinen zu können!“

„Schönheit des Abends!“ rief Trojer spöttisch. „Das muß ihn in Deinen Augen freilich entschuldigen! Ich kenne Jemand, der gestern zu spät gekommen ist, weil er auch einen ‚größern Spaziergang‘ unternommen hatte! Der Unterschied zwischen Beiden ist nur der, daß der Jemand mit einem tiefverschleierten Frauenzimmer innaufwärts lustwandelte, während Kolb — ich weiß es von einem Begegnenden . . .“

„Schon wieder eine Anspielung!“ lachte Heimbl, während Henrici in Verwirrung die Farbe wechselte. „Du hast es heute auf unsern schüchternen Joseph abgesehen! Heraus damit, was Du von ihm weißt!“

„Zum letztenmale!“ rief Henrici, der sich zusammenraffte, „ich verbitte mir solche Discurse! Du wirst mir dafür Rede stehen!“

„Mit Vergnügen — aber erlaube mir zuerst, auszureden und zu sagen, daß Collega Kolb nach Mühlau spaziert ist und von da über die Weiherburg und das Büchsenhaus zurück, und zwar mit Niemand Anderem als Seiner Excellenz, dem Staatskanzler!“

„Dacht' ich's doch!“ bemerkte Spaur.. „Er wird den ennuyanten Weg des ordinairen Avancements zu abbreviren suchen!“

„Das thut Jeder, wenn er kann,“ sagte Heimbl, „da=

raus kann ich ihm kein Verbrechen machen! Aber lupus in fabula — da kommt er eben . . ."

Die Gesellschaft wendete sich nach der Thüre, durch welche Secretair Kolb mit einem Bauern eintrat, ein Actenstück in der Hand, in welchem er während des Gehens las. Als er die Anwesenden bemerkte, grüßte er sie mit zuvorkommender Artigkeit und rief: „Guten Morgen, meine Herren — Sie sind fleißiger und pünktlicher, als ich, und beschämen den Neuling! — Ich treffe da so eben einen sonderbaren Casus! Die Herren erinnern sich ohne Zweifel noch der Streitsache, die vor einigen Wochen zum Vortrage kam, zwischen dem Kloster Stams und einem Seefelder-Bauern, puncto spolii?"

„Allerdings!" sagte Henrici. „Handelt es sich nicht um den Besitz eines Stück Feldes, auf welchem der Bauer eine Grube angelegt hatte, um Steinöl zu gewinnen?"

„Ganz recht, ich erinnere mich auch!" rief Trojer. „Das Kloster aber behauptet Eigenthümer des Grundstücks zu sein, und hat den Bauer gewaltsam vertrieben . . ."

„So ist's, guter Herr!" sagte der Bauer. „Und weißt, droben bei uns in Seefeld, da ist so viel eine arme Gegend, und mußt Dich gar kümmerlich durchschlagen. Da war mir das Thirsenöl gar ein guter Behelf, denn es ist gar gesund und hilft für viele Gebresten bei Viehern und Menschen. Da bin ich damit herum'gangen hausiren im ganzen Land Tirol und hab' manchen Kreuzer heimgebracht für mich und meinen alten Vater, der nimmer arbeiten mag und so viel elend ist. Ich kann d'rum das Stückel Feld nit verlieren, und wenn ich's müßt', dürft' ich nur gleich den alten Vater Buckel-Kraxen tragen und mit ihm betteln gehen! D'rum hab' ich geglaubt, ich soll klagen, daß mir die Herren zu meinem guten Recht verhelfen sollen . . ."

„Nun?" sagte Henrici. „Wie ist mir denn? Ist

denn die Sache nicht zu Deinen Gunsten beschieden worden?"

Kolb unterbrach den Sprechenden. „Laß mir Dein Schreiben hier, Landsmann," sagte er zu dem Bauer, „ich werde mich um die Sache erkundigen und Dir, wenn Du um zwölf Uhr wiederkommen willst, Bescheid sagen." Der Bauer sagte es zu und entfernte sich mit vielem Danke. „Ich geh' ganz wohlgetröst'," sagte er, „Ihr seid Alle so freundliche Herren, Ihr werdet's wohl machen, wie's Recht ist."

„Sie haben ganz Recht, Herr Collega!" fuhr Kolb fort, nachdem der Bauer gegangen war. „Das Conclusum ging dahin, der Kläger Peter Herzog sei im jüngsten Besitze zu schützen, und Kloster Stams habe seinen Anspruch in petitorio geltend zu machen. Stellen Sie sich nun meine Ueberraschung vor, als ich so eben diesem Manne an der Treppe begegne und mich aus diesem Decret überzeuge, daß ihm gerade die gegentheilige Sentenz intimirt worden ist!"

„Was sagen Sie? Das ist ja unmöglich!" riefen die jungen Leute untereinander.

„Lesen Sie selbst!" sagte Kolb, ihnen das Decret hinreichend. „Kläger ist hier mit seiner Klage ab- und zur Ruhe verwiesen, weil das Kloster durch sofort liquiden Beweis sein Eigenthum an dem strittigen Grundstücke dargethan!"

„Ich erinnere mich dessen vollkommen," rief Henrici, „aber der Einwand ward verworfen, als weil vitium spolii dadurch nicht sanirt werde, und vor Allem der frühere Besitzstand herzustellen sei!"

„Allerdings! Das ist unbegreiflich!" sagten Trojer und Heimbl.

„Ich ließ den Mann abtreten," begann Kolb wieder, „um das Ansehen des Gerichtshofes nicht zu compromit-

tiren; aber ich muß die Sache zur Anregung und Untersuchung bringen!"

„Ohne Zweifel! Es ist ein offenbares Falsum! Aber da kommt eben der expedirende Rath Koller, der muß den besten Aufschluß geben können!"

Der Eintretende war ein Mann von mittlerer Größe, von gedrungenem, etwas plumpem Bau, welchem auch der stierartige Nacken und das breite, starkknochige Gesicht entsprachen. Dunkles, struppiges Haar, mit Grau gesprengt, umstarrte den Kopf und ließ nur einen schmalen Streifen der niedrigen Stirne unbewachsen und frei. Die braunen Augen fuhren lebhaft hin und her und verriethen, wie die etwas stark geröthete Gesichtsfarbe, eine heftige Gemüthsart.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, Herr Rath Koller!" rief ihm Henrici entgegen. „Sehen Sie dies Decret in Sachen Peter Herzog contra Kloster Stams p. spolii. Wir Alle sind sehr verwundert, daß dasselbe einen ganz andern Inhalt hat, als das conclusum sessionis . . . als expedirender Rath können Sie uns wohl aufklären, wie das zusammenhängt?"

Koller hatte das Blatt ergriffen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen; er ließ Henrici kaum ausreden und rief ärgerlich: „Aufklären? Was hab ich da aufzuklären? Das ist meine Sache nicht. Ich habe das mundum mit dem conceptum zu vergleichen und, wenn es richtig copirt ist, meinen Namen darunter zu setzen. Weiter hab' ich für nichts zu haften und hafte auch nicht! Verstanden?"

„Ereifern sich der Herr Rath nicht!" sagte Kolb. „So war es nicht gemeint. Wir wollten nur wissen, ob das Conceptum so gelautet hat, wie hier steht?"

„Da unten in der Ecke," schrie Koller noch zorniger, „da steht mein Name und coll. daneben. Können der Herr Secretär lesen? Das heißt collationirt, und wenn

das auf einem Intimatum steht, dann steht der Rath Koller mit jedem Haare dafür, daß kein anderer Buchstab' in dem mundum ist, als der im conceptum gestanden hat. Man kennt seine Pflicht, denn wenn man auch nur Titularrath ist, man könnte so gut vortragender Rath sein, als mancher Andere, und vielleicht besser! Wenn's fehlt, muß es im conceptum fehlen! Lassen Sie sich das aufsuchen in der Registratur ... es ist nicht das erste, das corrigirt und geändert worden wäre!"

„Corrigirt? Gegen das Conclusum?" rief Kolb verwundert. „Wer sollte sich das unterstehen?"

„Unterstehen?" schrie Koller. „Wer sonst, als der sich Alles unterstehen darf im Land? Wer sonst als der Staatskanzler? Durch seine Hand gehen alle Concepte; die sehen oft aus, wie die Sudelhefte von den Schulkindern, die erst das Schreiben lernen. So durchstrichen und vercorrigirt sind sie! Sollte ich einen Vortrag haben und ein Conclusum aufsetzen, und sollt' er mir 'was daran ändern! — Aber wenn die Herren vom Collegium es sich gefallen lassen, was geht es mich an — ich bin ja nur der Handlanger, ich bin nur Expedirender!"

„Ich bin nicht befugt, Sie zurechtzuweisen, Herr Rath," sagte Kolb ernsthaft und fest, „allein rathen darf ich Ihnen wohl, mit Ihren Aeußerungen über Seine Excellenz etwas behutsamer zu sein. Nehmen Sie Dienstwidrigkeiten wahr, so ist es Ihre Pflicht, anstatt zu raisonniren, die Anzeige zu machen!"

„Daß ich ein Esel wär'!" erwiderte Koller grob. „Dank für den guten Rath, aber ich verklag' den Teufel nit bei seiner Großmutter! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und eh' einige Wochen in's Land gehen, kann man oft allerhand erleben. Der Uebermuth und die Bosheit mag so weit gehen, als sie will . . ."

„Ich werde die Sache Seiner Excellenz vorlegen!"

unterbrach ihn Kolb. „Auch wird es Zeit sein, uns in's Sessionszimmer zu begeben. Die Herren Räthe werden durch den andern Eingang eingetreten sein."

Er verbeugte sich und ging; die übrigen jungen Leute fanden es gerathen, ihm zu folgen, und ließen Koller mitten in seinem Unmuths-Ausbruch stehen. „Dummes junges Volk!" eiferte er ihnen nach. „Hat kein Ehrgefühl und keinen Patriotismus! Lassen sich hudeln und drücken von einem hergelaufenen Menschen, einem Schuft ... Ah, Er kommt eben recht, Marschalk Seiler," unterbrach er sich selbst, „ich habe mich einmal wieder geärgert. Wir wollen eine Partie auf dem Rumpelkegelspiele machen, daß ich den Aerger auslassen kann."

„Geht nit, Gnaden Herr Rath!" sagte der Marschalk, eine hohe martialische Gestalt. „Erstlich muß ich noch im Sessionszimmer nachsehen, ob alle Schreibzeuge gehörig mit Tinte und geschnittenen Federn versehen sind, und dann getrau' ich mir nit."

„Nicht getrauen? Warum?" fragte Koller verwundert. „Machen wir nicht schon bald zehn Jahre fast jeden Tag eine Partie mit einander?"

„Seine Excellenz sieht's nicht gern, glaub' ich!" sagte Seiler leise. „Er hat mir schon vor einigen Wochen befohlen, ich soll das Rumpelkegelspiel wegbringen lassen ... d'rum hab' ich's dort bei Seite in die Ecke gestellt, ob er's etwan übersieht!"

Rath Koller war blauroth geworden vor Aerger. „Was?" keuchte er. „Schon wieder 'was Anderes? Ist's mit den Neuerungen noch nicht genug? Es sollen wohl alle gute alten Bräuch' abgeschafft werden, damit Platz wird für 'was Neues, damit die dummen Tiroler es zuletzt gar nit merken sollen, wenn man uns luth ... Geh' Er nur, Marschalk, seh' Er im Sessionszimmer nach,

aber komm' Er gleich wieder — wir machen eine Partie mit einander!"

„Aber Se. Excellenz kann jeden Augenblick kommen!" sagte der Diener kleinlaut. „Er kommt immer über die Haupttreppe herauf."

„Auf meine Gefahr!" polterte Koller. „Ich will Den sehen, der es mir verwehrt, hier, wie seit zehn Jahren, meine Partie zu machen. Geh' Er nur, ich richte das Spiel indessen her!"

Der Marschalk ging, der Rath aber rückte das Spiel geräuschvoll aus der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Es hatte die Gestalt eines Tisches auf vier Beinen, dessen Platte mit grünem Tuche bezogen und mit hohen Leisten eingefaßt, an den obern Ecken aber zu einem Halbrund verkürzt war. In diesem Halbrund wurde ein Spiel kleiner zierlicher Holzkegel aufgestellt, während gegenüber eine verdeckte, tief ablaufende Rinne angebracht war. In diese wurde eine Kugel gelegt und dann mit einem eigens geformten Stocke stoßweise in Bewegung gesetzt, damit sie die Rinne durchlaufen und beim Austritt aus derselben die Kegel treffen solle.

Als der Marschalk zurückkam, begann das Spiel zum großen Vergnügen des Raths, der eine solche Uebung bewies, daß er beinahe mit jedem Stoße die Kegel traf. Dem Diener schien dabei weniger wohl zu Muthe zu sein; er spielte nur, um den zornmüthigen Rath nicht aufzubringen, und konnte sich nicht enthalten, manchmal einen besorglichen Seitenblick nach dem Haupteingange zu werfen. „Aber wo hat Er denn heute seinen Kopf, Seiler?" rief Koller, der ganz in seinem Elemente war. „Er spielt ja zum Erbarmen! Seh' Er mir zu: so muß Er den Arm in die Höhe halten und so den Stoß führen, dann muß die Kugel den Ersten treffen! Sieht Er, da liegen schon wieder fünfe!"

Der Marschalk erwiderte nichts, sondern sprang eiligst zur Thüre, welche in das Sessionszimmer führte, denn die Hauptthüre war plötzlich von einem draußen stehenden Diener aufgerissen worden, und der Staatskanzler Biener trat mit einem alten Manne von höchst würdevollem Aussehen ein. Er war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, nur auf der Brust glänzte eine breite goldene Ehrenkette. Er schien gar nicht zu bemerken, was in dem Zimmer vorging, sondern schritt mit seinem Begleiter dem Sessionszimmer zu, dessen Flügelthüren der Marschalk geöffnet hatte und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung an der Seite derselben stand. Rath Koller stand wie ein kampfbereiter Hahn neben dem Kegelspiele und schien, auf den Spielstock gestützt, zu erwarten, was da kommen sollte. Biener's Auftreten und Gang war nicht hochmüthig, aber die bewußte Ruhe und Ueberlegenheit, welche sich in seinem ganzen Wesen aussprach, hatte etwas Gebieterisches und selbst Fürstliches. „Wir sprechen noch weiter davon, verehrtester Signor Carrara!" sagte er. „Vor der Hand müssen Sie mir versprechen, das Vicekanzler-Amt zu behalten . . ."

Schon im Begriffe, in's Sitzungszimmer einzutreten, hielt er an und sagte, zu dem Marschalk gewendet: „Ich habe Ihnen schon mehrmals befohlen, das Kegelspiel fortzuschaffen. Wenn ich es am Schlusse der Session noch hier finde, werde ich sorgen, daß Er zugleich mit dem Plunder aus dem Hause kommt!"

Der verblüffte Diener wagte nicht zu erwidern; Rath Koller aber vermochte nicht, an sich zu halten und rief mit zornbebender Stimme: „Das Kegelspiel steht hier seit Menschengedenken!"

Biener wandte sich nach dem Sprecher um und blitzte ihn eine Secunde lang mit einem Blicke an, vor welchem der zornige Trotz des Raths sich nicht zu behaupten vermochte und unwillkürlich einer unterwürfigen Diensthalt-

ung Platz machte. „Verjährung ist kein Rechtstitel für Unsinn!" sagte Biener mit eisiger Ruhe. „Das Ding gehört in die Kinderstube, und nicht in den Gerichtssaal! Fort damit!"

Die Thüre schloß sich hinter ihm; der Marschalk stand noch einen Augenblick schweigend und wie versteinert an der Thüre. „Jetzt haben Sie's selber gehört, Herr Rath!" sagte er dann achselzuckend und mit einem schweren Seufzer. „Wenn ich nicht mein Bündel schnüren will, darf ich nur gleich nach dem Ofenheizer suchen, daß er mir den verwünschten Rumpelkasten wegbringen hilft!"

Der Rath schien erst jetzt wieder zu sich selbst zu kommen. „Ja, ich hab's gehört!" rief er giftig. „Hab's verstanden und will mir's merken! Also Unsinn ist es und Kinderspiel, was die gelehrten Herren, die seit fünfzig Jahren hier aus- und eingegangen sind, für Recht gefunden haben! O, ich verstehe Alles, ich merke nur zu gut, wo das hinaus will! Mit dem Kleinen fängt man an, und wo man aufhören wird, läßt sich denken! Das gute Alte soll eben überall fort. Das Kegelspiel war unsern Vorfahren eine erlaubte Gemüthsergötzung, bei der sitzenden Lebensweise eine besonders gedeihliche Körperbewegung! Und für uns soll es auf einmal ein kindischer Unsinn geworden sein? Verrechnet, Excellenz — ich will mich für die Verjährungslection bedanken und setze meinen Kopf daran, — das Kegelspiel muß wieder an seinen Platz, und wenn darüber ein Kanzler den seinigen räumen müßte!"

Stürmisch stülpte er den Hut auf den Kopf und eilte hinaus; kopfschüttelnd und achselzuckend folgte der Marschalk.

— Im Sitzungssaale hatte unterdessen der Vortrag begonnen und nahm seinen hergebrachten Gang. An dem langen, bis auf den Boden herab mit dunkelgrünem Tuche

bedeckten Tische saßen die Räthe, vor sich Actenbündel, aus welchen sie eben vorzutragen hatten. Am obern Ende der Tafel in einem hohen Stuhle lehnte Biener, als Vorsitzender, ihm zunächst zur rechten Seite der tirolische Vicekanzler Carrara, links Freiherr von Völs als ältester Rath, an welche beiden sich die übrigen Mitglieder des Collegiums nach dem Alter anreihten. Zu unterst saßen die Secretaire und Praktikanten. Der Saal war durch Pilaster von braunrothem Marmor in verschiedene Wandflächen abgetheilt; an jeder hing das lebensgroße Bild eines der früheren Landesherren von Tirol, über Bieners Stuhle in einer Art von Thronhimmel das der regierenden Fürstin Claudia.

Ueber eine Stunde war bereits vergangen, und die Berathungs-Gegenstände nahezu erschöpft, als die Eingangsthüre sich ungestüm öffnete, und Graf Montecuculi hastig hereintrat. Er begrüßte die Anwesenden kurz, legte den Hut ab und trat neben Biener's Stuhl. „Darf ich Excellenz bitten . . ." sagte er mit einem Tone, welchem die Gereiztheit deutlich anzuhören war.

„Gräfliche Gnaden befehlen . . .?" fragte Biener entgegen, nicht ohne Anflug von Ironie, indem er sich den Anschein gab, als verstehe er nicht, was Montecuculi verlange.

„Der Regiments-Präsident Graf Wolkenstein," begann der Graf wieder, „ist durch die tödtliche Erkrankung seiner Frau Gemahlin verhindert, in der Session zu erscheinen — nach ihm gebührt der Vorsitz mir, und ich muß Excellenz ersuchen, mir meinen Platz abzutreten!"

„Unbedenklich, Herr Graf!" erwiderte Biener. „Der Staatskanzler ist im Regimentscollegium nur der erste Rath extra statum — indessen ist es Ihnen so spät in den Sinn gekommen, Ihren Anspruch geltend zu machen, daß wir inzwischen die Vortragsgegenstände alle erledigt

haben. Mich dünkt, es ist nur noch eine Sache übrig, bei welcher es Gräflichen Gnaden vielleicht unlieb sein dürfte, zu präsidiren — Sie erlauben also, daß ich Ihnen diese Unannehmlichkeit erspare und den Vorsitz behalte."

Es lag etwas in Biener's Ausdruck und Betonung, was den Grafen verwirrte. „Und welche Sache wäre dies?" rief er etwas beklommen und nahm auf dem Stuhle Platz, welchen der eiligst herbeigesprungene Secretair Trojer zwischen Biener und Carrara geschoben hatte.

Der Kanzler machte eine auffordernde Handbewegung gegen den in seinen Papieren blätternden Referenten. Es war Secretair Kolb, welcher mit klarem, ruhigem Vortrage begann. „Die Sache, worüber ich dem hohen Collegium zu referiren beauftragt bin, betrifft die Verhaftung des Innsbrucker Juden Abraham May wegen Ueberschreitung der Postcontumaz-Linie, respective das dieserwegen gegen ihn eingeleitete Strafverfahren . . ."

Montecuculi wechselte die Farbe und rückte unwillig auf dem Stuhle.

„Den hohen Herren ist bekannt," fuhr Kolb fort, „wasmaßen zur Abwehr der Pest, von welcher Tirol erst vor wenigen Jahren so schrecklich heimgesucht worden, die höchste Landesregierung eine Contumaz-Linie gezogen und die Ueberschreitung derselben ohne die angeordneten Sicherheitsmaßregeln auf's Strengste verboten hat, bei Confiscation der etwa transportirten Waaren und sonstig willkürlicher Strafe gegen den Contravenienten. Dem Pflegamte zu Roveredo war nun unter'm achten hujus eine Anzeige zugegangen, wie daß demungeachtet der Jude Abraham May aus Innsbruck mit einer großen Ladung Wein die Linie umfahren und das Verbot übertreten habe. Das Amt ließ den Juden anhalten und sammt Ladung in die Contumazanstalt bringen; da er sich aber auf einen ihm ertheilten Schein berief, vermöge dessen ihm die Einfuhr

ohne Rücksicht auf die Contumaz gestattet sei, hat das Amt berichtliche Anfrage gestellt, welches Verfahren bei so bewandten Umständen vorzukehren sei . . ."

Montecuculi vermochte kaum mehr, seinen Grimm zu bändigen. Er warf die Feder, mit welcher er inzwischen gespielt hatte, heftig auf den Tisch und fing an, mit den Fingern auf den Tuchüberzug zu trommeln.

„Darauf wurde," begann Kolb wieder, „dem Pflegamte zur Entschließung bedeutet, daß es gegen Abraham May die Untersuchung in gesetzlicher Weise durchzuführen, die geschlossenen Acten aber sammt dem angeblichen Bewilligungsscheine, auf welchen Contravenient sich berufe, zur Beschlußfassung einzusenden habe . . ."

Der Graf vermochte nicht länger, an sich zu halten. „Wer hat diese Verfügung erlassen?" rief er in einem Tone, welcher so sehr von dem an diesem Orte herkömmlichen abwich, daß die sämmtlichen Anwesenden sich nach ihm umwandten, oder doch einen befremdlichen Seitenblick auf ihn warfen.

„Die Regierung!" antwortete Biener kaltblütig und winkte dem Referenten, fortzufahren.

„Das Pflegamt Roveredo," begann dieser wieder, „ist dem Auftrag nachgekommen, und es ist nun in der geschlossenen Untersuchung Beschluß zu fassen . . ."

„Und liegt die Licenz vor," fragte Vicekanzler Carrara dazwischen, „auf welche der Jude sich beruft? Von wem ist sie ausgestellt?"

„Von Ihro erzfürstlichen Durchlaucht Oberhofmeister, Herrn Grafen von Montecuculi!" antwortete Kolb.

Der überraschende Eindruck dieser Worte war allgemein und peinlich. Die Versammelten schwiegen und schienen zu erwarten, daß der Graf eine aufklärende Bemerkung abgeben werde: dieser aber kochte innerlich vor Wuth und war unvermögend, ein Wort hervorzubringen.

Biener blickte einen Moment in der Versammlung umher, als ob er ihm die Gelegenheit, sich zu äußern, nicht verkürzen wolle; dann sagte er gelassen: „Ihr Antrag, Herr Referent?“

„Die Untersuchung,“ begann dieser, nicht ohne einige fühlbare Befangenheit, „ist in gesetzlicher Form geführt, und da in thatsächlicher Hinsicht nichts beizufügen ist, erlaube ich mir, sogleich zur Hauptsache überzugehen. In Anbetracht nun, daß die Contumaz-Verordnung aus Rücksichten auf das allgemeine öffentliche Wohl hervorgegangen ist, um dem Lande die Wiederholung einer so betrübten Calamität zu ersparen — anerwogen weiter, daß gegenüber solchen allgemeinen Maßregeln eine Ausnahmsverfügung undenkbar ist, weil sie contra rationem legis verstoßen und selbes lediglich illusorisch machen würde: — in schließlicher Consideration endlich, daß eine solche Ausnahme, wenn sie per inconcessum jemals statuirt werden könnte, nur von derselben höchsten Regierungsgewalt ausgehen könnte, welche das Verbot erlassen hat — geht mein Antrag unmaßgeblich dahin, die Licenz, auf welche Inculpat sich beruft, für unbehelflich und pro non existente zu erachten, und gegen den Juden Abraham May die Confiscation der verbotwidrig eingeführten Waaren auszusprechen. Salvo meliori.“

Montecuculi zerbiß sich wüthend die Unterlippe. „Wer hat die Verfügung an das Pflegamt erlassen?“ fragte er nochmal mit bebender Stimme.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt,“ erwiderte Biener, „die Regierung hat es gethan. Doch muß ich bitten, die Abstimmung nicht zu unterbrechen . . . Ist Jemand von den hohen Herren, der noch einer thatsächlichen Aufklärung bedarf? Außerdem schreite ich zur Abstimmung. Herr Vicekanzler Carrara, Ihr Votum!“

Der Greis wiegte einen Augenblick das silberweiße

Haupt, dann sprach er bedächtig: „Einverstanden mit dem Referenten.“

Regierungsrath Freiherr von Böls, der nach ihm zum Votiren kam, bedachte sich ebenfalls eine Secunde und begann dann mit nicht minderer Ueberlegung: „Ich bin gegen den Antrag. Mir scheint der Jude entschuldigt zu sein, da er wirklich eine Licenz besaß, also in gutem Glauben sein konnte, so handeln zu dürfen, wie er gehandelt hat. Wegen der Besonderheit des Falles, sowie in gebührender Berücksichtigung der hohen Stelle, welche sich zur Ausstellung der Licenz veranlaßt gesehen — beantrage ich, von einer Bestrafung des Juden Umgang zu nehmen und die Untersuchung niederzuschlagen.“

Biener schritt in der Abstimmung fort; sie ergab vier Stimmen für, und ebenso viele gegen den Antrag. „Also paria!“ sagte er. „Ich trete dem Antrage bei; derselbe ist also per majora zum Beschluß erhoben.“

Montecuculi sprang heftig auf, daß der Stuhl hinter im geräuschvoll umstürzte. „Wer hat die Verfügung an das Pflegamt erlassen?“ rief er losbrechend. „Gräfliche Gnaden scheinen zerstreut zu sein!“ erwiderte Biener, sich gleichfalls in unerschütterlicher Ruhe erhebend. „Wie oft soll ich Ihnen wiederholen — die Regierung hat es gethan!“

„Nein!“ rief Montecuculi außer sich. „Die Regierung weiß nichts davon! Sie allein, Sie haben es gethan, weil ich die Licenz ausgestellt habe! Es ist eine persönliche Intrigue gegen mich!“

„Darauf habe ich keine Antwort!“ entgegnete der Kanzler stolz, indem er dem Erzürnten den Rücken zuwendete und der Versammlung mit Würde zurief: „Meine hohen Herren — die Sitzung ist geschlossen!“

„Herr!“ schrie Montecuculi fassungslos, „ich fordere den Respect, der mir gebührt!“

„Was Ihnen gebührt habe ich Ihnen nie verweigert!“ sagte Biener mit bedeutsamem Nachdruck.

„Sie oder ich!“ tobte der Graf weiter. „Einer von Beiden muß aus dem Collegium!“

„Ich bin hier durch den Willen Ihrer erzfürstlichen Durchlaucht — Sie können das halten nach Belieben!“

Damit machte Biener gegen die übrigen Anwesenden eine herablassende freundliche Verbeugung und verließ den Saal. Montecuculi stürzte durch die andere Thüre hinaus, indem er einen italienischen Fluch zwischen den Zähnen murmelte und Biener mit geballter Faust nachdrohte. —

Schweigend ging die Versammlung auseinander, denn Jeder scheute sich, gegen einen Andern vorschnell eine Ansicht auszusprechen, welche ihn je nach der Wendung der Sache blosstellen konnte. Nur Trojer konnte sich nicht enthalten, im Heraustreten Henrici unter den Arm zu fassen. „Spürst Du die Schwüle nicht auch? Mir scheint, ein Gewitter ist im Anzuge!“

— Biener war geraden Wegs zur Residenz gegangen, um, wie jeden Tag zur bestimmten Stunde, die Befehle der Regentin entgegen zu nehmen. Als er im Vorsaale ankam, waren daselbst bereits einige Beamte und Adelige versammelt, welche gleichfalls zur Audienz beschieden waren. Der Kanzler wandte sich nach kurzer allgemeiner Begrüßung an den dienstthuenden Kämmerer, um der Fürstin seine Anwesenheit melden zu lassen. Dabei begegnete sein Blick dem eines großen, wohlgebildeten Mannes, der in gleicher Tracht wie er selbst, und eine ähnliche Kette auf der Brust, in einer Fensternische lehnte. Es war eine bedeutende Erscheinung; das feine bleiche Gesicht war geistvoll geschnitten, die hohe Stirn zeigte von ausgebildeter Denkkraft, nur das wiederkehrende Zucken der Mundwinkel und eine gewisse Unstätheit des Blicks beeinträchtigten den günstigen Gesammteindruck. Beide Männer waren wesentlich ver=

schieden, und doch von einer gewissen Gleichheit der Anlage: sie schienen bestimmt, innige Freunde oder erbitterte Gegner zu sein. Trotz des an Stolz grenzenden Selbstbewußtseins wirkte Biener's ganzes Wesen angenehm und Vertrauen erweckend: das des Andern hatte etwas Abstoßendes und Unheimliches.

Einen Augenblick maßen sich Beide, als wenn sie erwarten wollten, wer das erste Wort der Anrede aussprechen sollte. Der Mann am Fenster machte dann eine Bewegung, um Biener entgegenzutreten, worauf dieser ihm zurief: „Sie hier, Collega Vollmar? Sie sind im Begriffe, sich zum Friedenscongreß nach Hamburg zu begeben, und wollen vermuthlich Ihre Vollmachten und Instructionen in Empfang nehmen?"

„Zu dienen, Excellenz!" erwiderte Vollmar mit ausgesuchtester Höflichkeit. „Ich würde indeß Innsbruck nicht verlassen haben, ohne mich noch persönlich zu beurlauben und Euer Excellenz Wohlwollen zu empfehlen . . ."

„Bemühen Sie sich nicht," entgegnete Biener, „und lassen wir beiderseits die Excellenz weg. Sie sind Kanzler von Vorderösterreich, ich bin Staatskanzler von Tirol — also können wir die nichtssagende Titulatur wohl compensiren. Ich wünsche Ihnen Glück zu der Ihnen widerfahrenen Auszeichnung, daß Sie Oesterreich bei dem großen Friedenswerke vertreten sollen: die Interessen von Tirol gehen damit Hand in Hand, und Sie werden daher auch diese wohl damit verbinden können. Sie wissen, den blutenden deutschen Landen thut der Friede wahrlich noth . . ."

„Ich werde Alles aufbieten, was in meinen geringen Kräften steht," erwiderte Vollmar, „leider aber muß ich bekennen, daß meine Hoffnungen für den Frieden nur sehr kümmerlich sind. Es wird jedenfalls ein zeitraubendes, weitaussehendes Werk werden . . ."

„Ja, es wird zu diplomatisiren geben! Doch dazu sind

Sie der Mann. Wäre nur Frankreich und Schweden nicht hereingezogen worden in die deutschen Angelegenheiten, dann wäre die Sache bald abgemacht — aber die Ansprüche der Fremden und die Frage der Religionsgleichheit werden die Klippen bilden, an denen so lange Alles scheitern wird, bis alle Parteien gleich erschöpft und des Krieges müde sein werden."

„Dazu soll's und kann es nie kommen!" sagte ein während des Gesprächs hinzugetretener Mann von vierschrötigem Aussehen und derber Gesichtsbildung. „Religionsgleichheit! Warum nicht gar! Der Herr Kanzler Vollmar werden sorgen, daß es nie dazu kommt!"

„Ich weiß nicht," antwortete Biener mit einem kurzen Seitenblicke auf den Sprechenden, „ob der Herr Kammerpräsident von Gröbner auf Wolfsthurm damit den Anschauungen des Herrn Kanzlers nahe gekommen sind: ich glaube Gründe für das Gegentheil zu haben . . ."

„Excellenz werden doch nicht etwa meinen", rief Gröbner, „daß man den Ketzern nachgeben soll?"

„Ich meine," sagte Biener, „daß dieser ganze traurige Krieg zu ersparen gewesen wäre, wenn Ketzer und Nichtketzer nicht den Glauben, sondern das Recht in Betracht gezogen hätten. Die Augsburger Convention, so ärmlich sie war, hätte bei beiderseitigem guten Willen die Ausgleichung angebahnt. Nur Gleichberechtigung schafft Gleichgewicht, und nur wo Gleichgewicht ist, kann Friede sein!"

Gröbner blickte den Staatskanzler starr und mit offenem Munde an, während Vollmar keine Miene verzog. „Aber die Religion?" rief er. „Der christkatholische Glaube?"

Biener war im Begriffe, rasch zu erwidern; er besann sich aber und sagte mit zurückhaltender Mäßigung; „Haben wir uns um Andere zu kümmern? Ich bin ein guter

katholischer Christ und habe es bewiesen. Wohl Dem, wer, wie ich, in seinem Glauben die Beruhigung und Zuversicht des Heiles finden kann — sollen wir aber darum Andere schelten oder auf ihrem Wege beirren? Lassen wir das den Theologen: es wird eine Zeit kommen, in der man es unbegreiflich finden wird, daß es einmal für Staatsweisheit gelten konnte, auch die Gewissen regieren zu wollen!"

Gröbner war noch verblüffter als zuvor. „Meinetwegen," sagte er dann, „aber nach Tirol wenigstens soll die Ketzerei nicht herein kommen! In unsern Bergen soll es für ewige Zeiten wie bisher heißen: ein Landesherr und ein Glaube!"

„Wie bisher?" fragte Biener lächelnd. „Entschuldigen Sie, wenn ich als Nicht-Tiroler Sie erinnere, daß die Geschichte Ihres Landes davon nichts weiß. Nirgends hat wohl die neue Lehre bereitwilligere Hörer und offenere Herzen gefunden, als gerade in diesen Bergen. Sie ist nur mit Blut und Gewalt unterdrückt worden . . . Wie lange ist es denn, daß auf dem Innsbrucker Stadtplatze der letzte Lutheraner- oder Wiedertäufer-Kopf gefallen ist?"

„Wenn's so wäre," rief Gröbner mit hochgeröthetem Gesichte, „dann ist's nur ein Beweis, daß man zu nachsichtig war und zu wenig Blut vergossen hat . . ."

„Pfui!" rief Biener mit Entrüstung, wandte Gröbner den Rücken zu und schritt mit Vollmar bei Seite. „Lassen wir den Idioten," sagte er, „und erlauben Sie mir, Ihnen noch ein Wort im Vertrauen zu sagen."

„Ich bin begierig!" erwiderte Vollmar verbindlich.

„Sie wissen," fuhr Biener anscheinend gleichgültig fort, behielt aber dabei Vollmar beständig im Auge, „wie wichtig für das erzfürstliche Haus der Besitz von Breisgau und ganz Vorderösterreich ist, und daß Beides durch die neuesten Kriegsereignisse so gut wie verloren ging."

„Leider.“

„Unser Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, diese Länder wieder zu erhalten. Da es nun hauptsächlich der Fall von Breisach war, was den Verlust zur Folge hatte . . .“

Biener hielt inne, als erwarte er eine Antwort Als keine erfolgte, und Vollmar ihn erwartend ansah, fuhr er fort: „. . . glaube ich dem Uebergange dieses Platzes besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu sollen. Ich wünschte nun, daß Sie bei Ihren weitläufigen Verbindungen mich dabei unterstützen möchten . . .“

„Sehr gern, sobald ich erst wissen werde . . .“

„Es ist mir gelungen, eine ziemlich zuverlässige Spur zu entdecken, daß Breisach — durch Verrath gefallen ist . . .“

„Was sagen Sie?“ rief Vollmar mit anscheinender Ruhe, doch entging es Biener's scharfem Auge nicht, daß bei dem Worte Verrath eine unwillkürliche Bewegung über sein Gesicht geglitten war. Im nämlichen Augenblicke kündigte der Thürsteher das Erscheinen der Erzherzogin an, indem er dreimal mit seinem Stabe auf den Boden stieß. Das Gespräch war abgebrochen, Vollmar und Biener nahmen die ihnen zukommenden Plätze ein. „Es ist kein Zweifel,“ murmelte der Staatskanzler vor sich hin, „er war es!“

— Erzherzogin Claudia erschien auf der Schwelle ihres Gemachs in dunklem Seidenkleide, weniger prachtvoll und gebieterisch als bei Einweihung der Porta Claudia, aber weicher, gewinnender und so schön wie damals. In einiger Entfernung hinter ihr wurden der Obersthofmeister Graf Montecuculi und einige ihrer Damen sichtbar, darunter ihr zunächst ein schönes junges Mädchen mit reichen braunen Locken, die kinderhaften Augen jungfräulich zu Boden geschlagen.

Die einzelnen Vorstellungen und Audienzen gingen

bald zu Ende: die Fürstin schien ermüdet oder nicht gut gelaunt zu sein, und beschleunigte das Ende der lästigen Ceremonie. Als zuletzt Kanzler Vollmar seine Vollmacht erhalten und sich verabschiedet hatte, warf sie sich in einen Lehnsessel, stützte den Arm nachdenkend auf und sah schweigend vor sich hin. Niemand war weiter anwesend, als Biener und der Oberstkämmerer, sowie die Damen und Montecuculi. „Da schicke ich einen Gesandten ab," sagte sie endlich, „der helfen soll, Friede in Deutschland zu machen — und habe den Unfrieden im Hause! — Was muß ich von Ihm hören, Biener? Graf Montecuculi hat sich bitter über Ihn beschwert! Was habt Ihr mit einander? Will Er auch anfangen, mir Verdruß zu machen?"

Biener war ehrerbietig herzugetreten. „Durchlaucht," sagte er, „wenn es mir nicht widerstrebte, mit unangenehmen Dingen zu behelligen, wäre es wohl an mir gewesen, mich zu beschweren. Doch — da die Sache einmal zur Sprache gekommen, geruhen Durchlaucht, mich zu hören."

Claudia nickte und hörte abgewandt Biener's Erzählung zu, der den ganzen Handel des Juden May sammt dem Auftritte in der Session ohne Zuthat oder Weglassung einfach und wahrheitsgetreu vortrug. Einigemale machte Montecuculi Miene, ihn zu unterbrechen, eine unwillige Geberde der Fürstin gebot ihm aber, zu schweigen.

„Geruhen Durchlaucht," schloß Biener seinen Bericht, „den Herrn Grafen zu befragen, ob irgend ein Umstand sich anders verhält, als ich ihn vorgetragen habe."

„Das lautet um Vieles anders!" fuhr Claudia auf, als der Graf schwieg. „Er hat mir die Sache nicht so erzählt!"

„Durchlaucht wollen gnädigst bemerken," sagte der Graf, sich ermannend, „daß ich allen Grund hatte, mich im vollsten Rechte zu glauben. Die Ausnahme von dem Contumazverbote war eine vollkommen wohlbegründete!"

„Unmöglich!“ sagte Biener kalt. „Dafür kann es keine Gründe geben!“

„In Ihren Augen vielleicht!“ sagte Montecuculi listig, sichtbar gewiß, seinem Gegner einen tödtlichen Schlag zu versetzen. „Abraham May hat die Weinlieferung für den Bedarf der Allerhöchsten Hofhaltung gemacht — da werden Excellenz doch wohl eine Ausnahme zulassen?“

„Nein — auch hier nicht!“ erwiderte Biener so gelassen, daß der Oberstkämmerer erbebte, und auch die Fürstin wie fragend sich nach ihm herumwandte.

„Wer eine Ausnahme statuirt,“ fuhr Biener lächelnd fort, „bestätigt die Regel. Gräfliche Gnaden geben also selbst zu, daß es nothwendig ist, die Contumaz zu handhaben, um die Einschleppung der Pest zu verhindern. Und für die Allerhöchste Hofhaltung wollten Sie eine Ausnahme machen und vielleicht Durchlaucht selbst der Gefahr aussetzen?“

Claudia lächelte und rief dem Grafen, der vergeblich an einer Erwiderung würgte, zu: „Geh' Er, geh' Er, Montecuculi, Er versteht den Geschäftsgang nicht!“

„Durchlaucht,“ stammelte Montecuculi, „Durchlaucht wollen einsehen, daß das Ganze nur eine persönliche Intrigue, des Kanzlers gegen mich ist . . .“

„Warum sollte ich gegen den Herrn Graf intriguiren?“ sagte Biener, zur Herzogin gewendet, ohne die Anwesenheit des Letztern zu beachten. „Ich habe weder für, noch gegen ihn Rücksichten zu beobachten, aber ich habe auch keine gegen den Juden May, denn ich stecke nicht in seinem Schuldbuche!“

„Diavolo!“ knirschte der Graf, „das mir! So spricht kein Cavalier von Ehre . . . Sie sind . . .“

„Schweig' Er!“ herrschte ihn Claudia gebieterisch an. „Kein solches Wort mehr . . .“

„Mag er reden," sagte Biener mit Würde, „die Ehre liegt in der Sittlichkeit des Mannes, und darin messe ich mich getrost mit dem Grafen und jedem Andern!"

Montecuculi schien noch etwas erwidern zu wollen; Claudia wiederholte noch entschiedener den Wink, zu schweigen. „Freilich," sagte er dann achselzuckend und mit scheinbarer Unterwürfigkeit, „wenn Ihro Durchlaucht jede Anklage durch einen Machtspruch niederschlagen . . ."

„Das soll nicht sein!" rief Biener, der zum erstenmale in etwas aus seiner gelassenen Ruhe aufloderte. „Es soll nicht einmal scheinen, so zu sein! Das Benehmen und die Worte des Grafen geben der Deutung Raum, als sei ihm irgend ein von mir begangenes Unrecht bekannt. Als Ihro Durchlaucht langjähriger erprobter Diener und Rath darf ich fordern, daß es dabei nicht sein Bewenden habe. Mein bürgerlicher Name ist mir so heilig wie der adeligste Wappenschild. Befehlen Ihro Durchlaucht, daß der Herr Graf seine Beschuldigungen gegen mich in eine bestimmte Anklage zusammenfasse!"

Claudia sah ihn fest an und rief: „Gut! Graf Montecuculi, wir geben Ihm auf, die Inzichten, die er gegen unsern Staatskanzler Biener vorbringen kann, in eine förmliche Anklage zu verfassen und die Beweise an die Hand zu geben. Er hat dazu acht Tage Zeit — später werde ich Ihn als einen Verleumder ansehen und nicht mehr anhören!"

„Ich habe das nicht zu fürchten," sagte Montecuculi mit tiefer Verbeugung, „und gehe sogleich an's Werk!"

Auch Biener verbeugte sich stumm: Claudia sah Beiden nicht ohne Beklommenheit nach. „Inzwischen," rief sie, „haltet Frieden, Ihr Herren! Den trifft mein schwerster Zorn, wer sich vor Ausgang der Sache nur ein unziemliches Wort erlaubt!"

Sie wendete sich ihrem Gemache zu, in welches der

Oberstkämmerer bereits voraus eingetreten war. An der Schwelle kehrte sie sich um und rief Biener zurück. In schweigender Erwartung trat der Kanzler vor die Fürstin. Sie sah ihn forschend an und sagte dann halblaut: „Er weiß, was ich von Ihm halte, — wär's an dem, sollte ich mich wirklich auch in Ihm getäuscht haben?"

„Wie?" entgegnete Biener ebenso. „Durchlaucht könnten wirklich an mir zweifeln?"

Er begegnete sicher und furchtlos dem gespannt auf ihm ruhenden Blicke der Fürstin. Kein Wort wurde gesprochen, aber tief in den Augen Beider dämmerte und tauchte ein verwandter Lichtstrahl auf und drohte flammend daraus hervorzubrechen. „Ich zweifle nicht . . ." sagte Claudia in weichem, gütigem Tone und wandte sich rasch nach der Thüre ihres Gemaches.

Mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, bemerkte sie im Vorüberschreiten nicht, daß die jüngste ihrer Damen mit den braunen Locken unbeweglich an einer Säule stand, und daß der sonst so schüchtern an die Erde geheftete Blick mit sehnsüchtig schwärmerischem Ausdrucke den Staatskanzler begleitete, welcher, von den Wachen salutirt, würdevoll durch den Corridor hinweg schritt.

Viertes Kapitel.

Il pastor fido.

Ein Gewitter hatte sich in's Gebirge hereingezogen und in starken mehrtägigen Regengüssen entladen. Noch hing an den Bergen das Gewölke in zerissenen weißgrauen

Massen tief zu den Ebenen herab, aber in der Höhe war es licht, Sonnenschein und Streifen blauen Himmels begannen durchzubrechen und verhießen, daß dem schönen Morgen ein noch schönerer Tag folgen werde. Die Kieswege im fürstlichen Schloßgarten am Rennplatze waren schon abgetrocknet, und nur hie und da schüttelten die hohen Linden und Buchenkronen des Gartens noch einzelne blitzende Tropfen von den schweren nickenden Zweigen. Besonders anmuthig und warm war es schon in der Umgebung des großen tempelähnlichen Pavillons, der so ziemlich die Mitte des Gartens bildete, und bei welchen nach der damals üblichen Anlags-Weise alle Wege, alle Laubengänge und Taxushecken strahlenförmig zusammenliefen.

Auf einer der Marmorbänke an der äußern Seite der Pavillons saß Schildhofer und hielt einen Knaben von ungefähr acht Jahren zwischen den Knieen, ein offenes, blühendes Kindergesicht mit lang herabwallendem blondem Lockenhaare und grünem, frei anliegendem Sammetumwurfe, dessen Farbe dazu diente, die Frische und Röthe des jugendlichen Antlitzes zu erhöhen.

Unweit davon war über die Rasenfläche ein Teppich hingebreitet, auf welchem zwei Mädchen von ungleichem Alter beisammen saßen und sich mit dem Ordnen und Binden von Blumen beschäftigten. Die Aelteste davon, ungefähr in gleichem Alter mit dem Knaben, war die Leiterin und Anordnerin des Spiels, sie prüfte und wählte die Blumen, legte sie so und wieder anders, während die Jüngste neben ihr saß und die Falten ihres Kleidchens zu einer Art Körbchen zusammengelegt hatte, worein sie die Blumen legte, der Schwester hinreichte und neuen Vorrath zusammentrug. Die Straußbinderin glich dem Knaben auch an Gesichtsfarbe und Haar; die Andere war dunkler ge-

färbt, und um den bräunlichen Nacken fiel tiefbraunes Ringelhaar herab.

Nebenan unter den Bäumen wandelte das junge Hoffräulein der Erzherzogin auf und ab, indem sie das Spiel der Mädchen aus der Ferne beaufsichtigte, zugleich aber von Zeit zu Zeit in die Nähe des Bauern mit dem Prinzen gelangte. Der Alte erzählte dem Kleinen, hielt aber inne, als sie hinzutrat, und sagte, indem er lächelnd zu ihr emporsah: „Willst mir zuschauen, Fräulein, wie ich mich anlass' zur Kindsmagd? Es bleibt einem alten Menschen zuletzt doch nichts Anderes übrig, also find' ich mich lieber gleich d'rein — bei mir daheim hab' ich doch keine Aussicht dazu . . ."

„So seid Ihr ganz allein in Eurer Heimath?" fragte das Fräulein, „Habt Ihr keine Kinder?"

„Wohl," sagte der Bauer, „ich hab' eine Tochter — aber die will mit aller Gewalt in's Sterzinger Moos!"

„Was soll sie da?"

„Weißt nit, daß die alten Jungfern alle zusammen in's Sterzinger Moos kommen und es ausschöpfen müssen? Sie will nichts vom Heirathen wissen und ist doch ein sauberes, lebfrisches Madel, wie Du, Fräulein!"

„Aber was bestimmt sie dazu? Ich möchte Eure Tochter wohl kennen, Ihr seid ein so guter, munterer Mann, daß ich sie mir gar nicht als traurig vorstellen kann . . . Wo wohnt Ihr?"

„Ja, ja," sagte Schildhofer bedenklich, „es ist völlig aus, was ich für ein lustiger Kerl bin! Soll mich freuen, wenn Du mich einmal besuchst, Fräulein — ich wohn' aber nit im Schloß. Ich hab' mir's ausgebeten von der Frau Claudia, daß ich draußen, ein bissel aus der Stadt wohnen darf, ich bin's so viel gewohnt von mein Bauernleben her. Siehst, Fräulein, dort drüben über'm Inn, wo der Thurm aus den Bäumen herausschaut, das ist der

Frau Herzogin Claudia Ansitz, das Büchsenhaus genannt . . . daneben ist ein kleines Haus, wie's für Unsereinen gerecht ist — da wohn' ich."

Das Fräulein folgte der angedeuteten Richtung mit den Augen. „Das Büchsenhaus?" sagte sie leicht erröthend. „Wohnt da nicht auch . . ." Sie hatte rasch begonnen, aber stockte ebenso rasch und vollendete nicht.

Schildhofer sah sie verwundert an, und eine Möglichkeit stieg in ihm auf, die ihm ein Lächeln abnöthigte. Er war jedoch zu gutherzig, die Verlegenheit des Fräuleins zu vergrößern, und zu klug, sie durch eine Bemerkung scheu zu machen und sich dadurch die weitere Beobachtung und Ergründung dieser Möglichkeit zu erschweren. Er strich sich den Bart zurecht, um das Lächeln im Entstehen zu verbergen, that, als ob ihm gar nichts aufgefallen wäre, und sagte: „Ja, im Büchsenhause wohnt die Excellenz, der Staatskanzler Biener. Wir sind Nachbarn."

Der Knabe hatte schon während des ganzen Gesprächs seine Ungeduld zu erkennen gegeben und den Alten bald am Rocke gezerrt, bald am Barte gezupft; länger war er nicht zu bändigen, und rief, indem er zu dem Halse des Alten mit beiden Armen emporkrabbelte: „Erzähle weiter, erzähle!"

„Sei'n Sie nicht so ungestüm, Prinz Sigismund!" sagte das Fräulein; er ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Erzähle — Du mußt weiter erzählen!"

„Wo bin ich denn stehen geblieben?" sagte Schildhofer. „Hilf mir darauf, wenn Du aufgemerkt hast!"

„Wie der böse Kaiser den Herzog Friedel gegen sein gegebenes Wort gefangen genommen und in den Kerker geworfen hat . . ."

„Richtig! Nun also — da war ein treuer Mann, Hans von Müllinen geheißen, der hat's nit vertragen, den

Herzog gefangen zu wissen, und hat nit geruht, bis er sich in's Gefängniß geschlichen, und den Herzog bei Nacht und Nebel befreit hat. Da ist der Kaiser so viel zornig 'worden und hat den Herzog abgesetzt, und er hat flüchten müssen und sich lang' verstecken beim Rofner Bauern zunächst am Oetzthaler Ferner, und der Kaiser und die ihm feind waren, haben ihn spottweis den Friedel mit der leeren Taschen geheißen . . ."

„Warum?" fragte der Knabe, der athemlos zuhörte.

„Weil er so viel arm war und gar nichts mehr gehabt hat, kein Land und kein Schloß und keinen Freund, als den treuen Mann, den Hans von Müllinen, der nit von ihm gelassen hat. Mit dem hat er sich dann heruntergemacht vom Oetzthal und ist nach Landeck gekommen; da war just Kirchenzeit vorbei, und sind die Bauern bei einander gestanden und haben sich bered't unter einander, daß sie jetzt keinen Herrn mehr hätten, und daß jetzt der Kaiser wollt' der Herr werden vom Land Tirol. Da haben der Herzog und sein Gesell sich angethan wie fahrende Leut, und haben den Bauern ein G'spiel vorgemacht, wie's Brauch ist im Land: von einem vertriebenen Fürsten, der Alles verloren hat und in der letzten Noth sich an seine Bauern wendet, sie sollten zu ihm stehen und ihm helfen, sein Land wieder zu erstreiten, er wollt' es ihnen eingedenk sein als ein guter und treuer Herr. Den Bauern aber ist das G'spiel zu Herzen gegangen, und es ist gar Manchem ein Zäher herunter gekugelt in den Bart — und wie der Herzog das gesehen hat, hat er das Gewand abgeworfen und ihnen gesagt, das G'spiel sei Ernst, und er sei selber der vertriebene Herzog und komm' zu ihnen als zu seiner letzten Hilf' . . . Da sind ihm die Bauern zu Füßen gefallen und haben die Streitäxt' hervorgeholt und die Morgenstern' und die Donnerbüchsen und sind mit dem Herzog ausgezogen und haben d'reingeschlagen wie die Bären, bis

kein Feind sich mehr hat blicken lassen in den Tiroler Bergen, und bis sie mit ihm und dem treuen Manne, Hans von Müllinen, eingezogen sind in Innsbruck, und ist dann der Friedel noch viele Jahr' ihr Herzog gewesen in Glück und Einigkeit. Zum Andenken aber hat er das kleine Dachel an seinem Haus vergolden lassen, und auch, damit seine Feinde sehen sollten, daß der Friedel es doch verstanden hat, die leeren Taschen zu füllen!"

Der Prinz athmethe hoch auf; seine Wangen glühten, und er strich sich die blonden Locken von der Stirne. „Ist die Geschichte auch wahr, Schildhofer? Wie lang' ist das her?"

„Freilich ist's wahr, Kleiner," antwortete der Bauer „es kann in die zweihundert Jahr her sein, und ist Herzog Friedel der Sechste in der Regierung gewesen vor Deinem Vater. Wenn Du den langen Gang vorgehst bis zum Wappenthurm, kannst Du sein Conterfei hängen sehen in Lebensgröße."

„Ich will hin," sagte der Knabe sich losmachend, „ich will ihn gleich ansehen — der Waldhauser soll mit mir gehen!" Auf Schildhofers Wink trat ein Hofdiener herzu und schickte sich an, den Knaben zu begleiten. Da blieb derselbe wie nachdenklich stehen: „Ist der Hans von Müllinen auch abconterfeit?" fragte er.

„Nein," sagte Schildhofer lachend, „daran hat wohl Niemand gedacht!"

„Thut nichts," rief der Knabe, „ich kann mir doch recht gut einbilden, wie der treue Mann ausgesehen hat..."

„So? Und wie denn?"

Der Prinz trat wieder zu Schildhofer, hob sich auf den Zehen zu dessen Ohr empor und flüsterte: „Du darfst es aber Niemand sagen — — wie der Kanzler, der jeden Morgen zu uns kommt und mich seinen kleinen Ritter nennt!"

Damit sprang der Knabe eilig fort: der Bauer sah ihm lachend nach und rief: „Kannst recht haben! Es heißt nicht umsonst, Kinder und Narren . . .“ Er vollendete nicht, denn sein Blick war auf das Fräulein gefallen, das des Kindes Worte ebenfalls vernommen hatte und darüber wie mit Blut übergossen dastand. Der Alte summte etwas vor sich hin, als ob ihm ein Lied eingefallen wäre, das zu dem Sprüchlein paßte. Er wollte nichts fragen, aber er hätte auch nicht Zeit dazu gefunden, denn das jüngere Mädchen war des Blumenspiels überdrüssig geworden und kam an das Fräulein herangelaufen. „Poldel mag nicht mehr spielen,“ rief sie, sich an die Kleiderfalten schmiegend, „Poldel ist müd'!“ Eine Kammerfrau kam aus der Ferne herbeigelaufen und wollte die Kleine auf den Arm nehmen, diese aber hing sich noch fester an das Fräulein und rief: „Die Poldel bleibt bei Dir!“

„Ich muß dem Schelm wohl den Willen thun!“ sagte das Mädchen, setzte sich neben Schildhofer, der etwas bei Seite rückte, und nahm das Kind auf den Schoos. Es legte sich ihr in den Arm und sah ihr lachend in die Augen empor. Steht es so mit Dir?“ lachte sie herunter. „Ich kenne Dich, Du willst schlafen!“ Sie hatte es gut errathen, das Kind lachte statt der Antwort, während des Lachens aber fielen ihm schon die Augen zu. Schildhofer sah nachdenklich auf das liebliche Kindergesicht. „Gott behüt' Dich, Du liebes kleines Geschöpf Du“ sagte er leise. „Hast ganz das Gesicht von Deiner Mutter, und hast wohl auch das gute weiche Gemüth von ihr . . . wenn's Dir nur mehr Glück bringt, als ihr!“

„So ist die Herzogin nicht glücklich gewesen?“ fragte das Fräulein. „Erzählt mir doch, was Ihr davon wißt!“

„Was ich weiß, wird Dir nit unbekannt sein — es ist nit viel mehr, als alle Welt weiß.“

„Wie sollte ich's wissen? Ich bin ja nicht daheim in

Tirol — bin ein armes Waisenkind aus dem Burgauischen. Mein Vater, der Amtskastner Hohenstainer war ein treuer Diener des Markgrafen: deshalb hat dieser sich um mich angenommen und mich an die Frau Herzogin empfohlen. Seit einem Jahre bin ich hier und hab' eine zweite Heimath hier gefunden, aber von dem früheren Schicksal meiner guten Herrin hab' ich nichts erfahren!"

„So will ich Dir erzählen, was ich weiß: es kann nit schaden für die Frau Claudia und für Dich selbst! — Die Herzogin ist in Welschland daheim . . . ich glaub', Florenz heißt die Stadt . . ."

„Das ist mir bekannt, sie ist eine Schwester des dortigen Großherzogs, aus dem alten Geschlechte Derer von Medici . . ."

„Siehst Du, da weißt Du's besser als ich! Ich bin nie dort gewesen: bin nie hinüber gekommen über's Wormser-Joch — aber ich hab' viel sagen hören und viel erzählen, wie schön es ist in dem Welschland, viel schöner und wärmer noch, als bei uns in Meran oder im Trento. Die Gegend bei Florenz soll schön sein, wie man sich das Paradies einbildet — und es soll damals, wie die Herzogin noch daheim und ein junges Madel war, das Sprüchwort gegangen sein: Schönes Land, schöne Luft, schöne Palazzi — Claudin' ist die schönste von alle Ragazzi. Ich versteh' das Welsche nit viel, aber Claudina sagen sie statt Claudia, und das Ragazze soll so viel bedeuten wie Madel, 's ist also wohl nit zum Verwundern gewesen, wenn gar mancher junger Bursch' und Rittersmann nach ihr geschaut und sich gewünscht und geträumt hat, er möcht' sie heimführen in sein Haus oder in sein Schloß: der Bruder aber hat ihr einen Mann ausgesucht, und sie hat Königin werden sollen von einem großen Reich, ich weiß nit, von England oder gar von Neapel. Da war aber auch ein junger Mensch, bildsauber, wie man den heiligen Florian malt,

oder den heiligen Georg, aber arm, denn er war, was man einen wilden Prinzen nennt und sein Vater, der Herzog von Urbino, war ein Mann hoch in den Siebzigen, der nit wohl mehr auf andere Nachkommenschaft hoffen durfte. Der junge Mensch hat Federigo geheißen, und wie er als Nachbar nach Florenz gekommen war und hatte die Prinzessin einmal gesehen, da war ihm das Herz verdreht und der Kopf dazu, und er hatte keinen andern Gedanken mehr, als die schöne Claudia. Es verging keine Nacht, daß er nicht auf das Landhaus kam, wo sie wohnte, und unter den Bäumen im Garten an ihrem Fenster sang und die Laute spielte, wie's der Brauch sein soll in jenem Land. Der Gesang hat der jungen Prinzessin gefallen, und der Sänger dazu, vom Singen ist's zum Reden gekommen, bis ihnen allen Beiden das Feuer über'm Kopfe zusammengeschlagen hat. Kein Wunder, daß dann auch Feuer im Dach war überall, denn der Herzog wollte nichts hören von dem wilden Prinzen und hatte sich's fest in den Kopf gesetzt, daß seine Schwester eine große Königin werden sollt' — da hat kein Seufzen geholfen und kein Weinen und Bitten, und war beschlossen, daß die Liebesleut' von einander lassen müßten, und sollte Jedes seinen Weg weiter gehen. Ist aber doch noch anders gekommen, denn der alte Herzog von Urbino hat sich in's Mittel gelegt und hat seinem Sohn, obwohl er ein wilder Prinz war, das Land und das Herzogthum übergeben, damit beides bei seinem Geschlecht bleiben und nit aussterben sollt'. Wie er dann gekommen ist und hat für den neuen Herzog angehalten um die Prinzessin, da hat das Ding ein bissel anders ausgesehen: kann sein, es ist vielleicht mit dem Königinwerden auch nit Alles gewesen, wie's der Herzog gemeint — so hat er zuletzt seinen Willen dazu gegeben, und die Hochzeit ist gefeiert worden, und das neu vermählte junge Paar ist in seinem Herzogthum Urbino

eingezogen unter Sang und Klang, und alles Volk war entzückt bei dem Einzug und schrie: Es lebe die schöne Claudia, unsere Herzogin!"

„Nun," sagte das Fräulein, da der Erzähler einen Augenblick inne hielt, „dabei ist gerade nichts, was man Unglück nennen könnte!"

„Ja, ja," fuhr Schildhofer fort, „das meinst Du, weil Du jung bist und vielleicht auch eine heimliche Lieb' im Herzen hast. Es ist nit allemal zum Glück, wenn der Mensch das bekommt, wornach er am meisten verlangt — die Frau Claudia hat's erfahren! Sie hat bald einsehen müssen, daß die Lieb' von dem wilden Prinzen auch nit mehr war, als ein wildes Flugfeuer: eh' ein paar Monat in's Land 'kommen sind, hat er an die junge Frau nit mehr gedacht und ist anderswo seiner Lust nach'gangen und seinem Vergnügen und mit einer Comödiantin 'rumgezogen, und die Frau Claudia hat's bald gesehen, daß sie ihr Herz und ihr gutes Gemüth so viel wie weggeworfen hat. Selbiges ist aber nit Alles gewesen. Das Land hat einen Nachbarn gehabt, einen großen mächtigen Herrn, der hat schon lang' in der Still' ein Aug' gehabt auf das schöne Herzogthum, und ist es so ausgemacht gewesen, daß er's bekommen sollt', wenn einmal das Geschlecht ausgestorben wär'. Dem war's also ein schlechter Gefallen, wie der wilde Prinz an die Reih' 'kommen ist, und er hat ihm heimlich von dem giftigen Wasser geben lassen, daß sie in Welschland haben und das die Leut' langsam umbringt, daß man den Tag, wann Eins d'ran sterben soll, ausrechnen kann, lang' zuvor. Er ist auch bald krank geworden und immer kränker, aber er hat sich nit d'ran gekehrt, sondern ist immer ärger geworden und immer wilder losgestürmt auf sich selber, bis er einmal des Morgens todt im Bett ist gefunden worden! Da war die schöne Claudia eine betrübte Wittib, denn ihr Herz hat nit von ihm ge-

lassen, so schlecht er ihr's auch vergolten hat, und wie sie den wilden Prinzen haben eingegraben, ist der mächtige Nachbar schon eingezogen und hat gesagt, die Herzoge von Urbino sind ausgestorben, jetzt bin ich Vogt und Herr im Land!"

„Die arme, arme Frau!" rief das Fräulein gerührt und mit verschwimmenden Augen.

„Sie hat sich's auch schwer zu Herzen genommen und ist nach Florenz zurück, aber nit an den Hof, sondern in ein Kloster, und wollt' nichts wissen mehr von der falschen Welt und eine Nonn' werden. Zur selbigen Zeit war der selige Erzherzog Leopold gerade Herr geworden und Regent von Tirol, und war damals auch noch ein geistlicher Herr und Bischof . . ."

„Von wem redet Ihr?" unterbrach das Fräulein. „Der selige Erzherzog Leopold, der verstorbene Gemahl der Fürstin, wäre ein Geistlicher gewesen?"

„Wie ich Dir sag', Fräulein Lisbeth. Er ist ein geistlicher Herr gewesen und noch dazu Bischof von Straßburg und von Passau. Weißt Du nit, daß der heilige Vater in Rom die Macht hat, zu binden und zu lösen? So hat der Erzherzog auch gedacht, wie seine Brüder gestorben sind, und er ist wider Verhoffen und Vermuthen ein weltlicher Regent geworden. Es wollt' ihm nit gefallen, daß er als Landesherr allein sollt' dastehen und kinderlos; macht sich also auf nach Rom und ladet sich unterwegs in Florenz bei seinem Vetter dem Großherzog, zu Gast. Wie er dann so herumgeht in der schönen Stadt und sich die Häuser anschaut und die Kirchen, da ist er an einem Kloster stehen geblieben, da war Musik und Gesang, und die Klosterfrauen sind von einer Procession gekommen und justament wieder eingezogen in die Kirch'. Da hat der Erzherzog die Frau Claudia erblickt, die in all' ihrem Leidwesen doch noch so schön gewesen ist, daß ihm war, als

hätt' er noch nie ein so schönes Weibsen gesehen, und wie er nachfragt und erfährt, wer die schöne Nonn' ist, da hat er sich selber vorgenommen: die sollt' seine Ehegesponsin werden und keine andere."

„Merkwürdig," rief Lisbeth aus, „das ist ja wie in der schönen Magellone oder in einem andern von den alten Märchen."

„Es kommt wohl noch merkwürdiger!" fuhr Schildhofer fort. „D'rauf also ist der Herzog fort, ohne sich zu entdecken, und wie er nach Rom gekommen ist, hat er dem heiligen Vater den Pantoffel geküßt und seine Bischofsinsel zu Füßen gelegt, und der Papst hat ihm die geistlichen Würden abgenommen und hat ihm aufgetragen, zur Erkenntlichkeit dafür sollt' er ein Kloster stiften in seinem Land. Der Erzherzog hat das gelobt und hat, wie er wieder heim'kommen ist, das Franziskanerkloster in Reute gebaut. Zuvor aber hat er eine Pilgerkutte angezogen und hat eine Wallfahrt gemacht nach Loretto und ist in dem Gewand weiter gegangen bis nach Florenz. Dort hat er sich wie ein armer Pilgrim an die Klosterporten gestellt und hat mit den Bettlern und Bresthaften gewartet, bis die Porten auf'gangen ist, und die Schwester Claudia ist herausgekommen und hat Brod und Almosen vertheilt unter die Armen. Da hat er auch die Hand aufgehoben um eine Gab', und die fromme Schwester hat ihm ein Goldstück gegeben — es mag wohl ihr so vorgekommen sein, daß in der Kutte kein gewöhnlicher Pilger steckt. Der Pilger aber hat mit der Gab' auch die Hand der Geberin ergriffen und nit mehr losgelassen und hat sich die Hand ausgebeten für immer. Die fromme Klosterschwester ist voller Verwirrung davongegangen, aber sie hat nicht Nein gesagt, und ist nicht lang' angestanden, so hat sie von Herzen Ja gesagt und ist bald darauf in Innsbruck eingezogen als Herrin von Tirol. Es können jetzt dreizehn

Jahre sein, da ist das Landvolk in Wehr und Waffen dagestanden von Wilten herein bis in die Stadt, daß man auf den Köpfen hätte gehen können. Triumphbögen waren aufgebaut einer an dem andern, und neun Tage lang war kein Ende mit Festlichkeiten und Lustbarkeiten, Comödie und Kopfrennen und Kübelrennen, und man hätt' meinen sollen, nun wär' das Glück da an allen Ecken und Enden!"

„Man hätte meinen sollen?" fragte das Fräulein. „So war das Glück nicht wirklich da?"

„Zwischen Erzherzog Leopold und Frau Claudia — ja, da war's wirklich da, das Glück! Die lebten wie die Engel im Himmel, aber es ist ihnen keine Stund' vergönnt gewesen, wo sie das Glück hätten genießen können in Ruh' und Frieden! Die Kriegsnoth nahm kein End', sie mußten ein paarmal flüchten mit Sack und Pack — das Erdbeben kam, und die Berggipfel sind herabgefallen, und ganze Dörfer eingestürzt — dann ist die Pest hereingebrochen in's Land' und die Leut' sind umgefallen und weggestorben wie die Mücken' das wilde Feuer hat angezündet, und von halb Innsbruck ist kein Stein auf dem andern geblieben — und überall ist Elend gewesen und große Noth. Das war eine bittere Beigab' zu dem Glück, und nach sieben Jahren hat sich der Erzherzog hingelegt in der besten Kraft und ist nit wieder aufgestanden. Dort vorn, wo der Garten anfangt, da ist das Schloß gewesen, in dem sie zumeist gehaust haben; es war nur von Holz gebaut wegen des Erdbebens und hat Ruhelust geheißen — ich mein' aber, der Herzog wird nit viel Ruh' darin gehabt haben, bis er die ewige Ruh' gefunden hat. Er ist darin gestorben und ist noch auf dem Paradebett gelegen, da ist das große Feuer ausgebrochen, und das Schloß Ruhelust ist zusammengebrannt bis auf den Grund — mit genauer Noth hat sich die Frau Claudia mit ihren Kin-

dern und mit dem Leichnam gerettet aus dem brennenden Gebäu!"

Der Erzähler schwieg und sah einen Augenblick vor sich hin; das Fräulein war ergriffen und neigte die thränenschimmernden Augen tief und innig auf das in ihrem Arme schlummernde Kind herab. „Das ist die Geschicht', die ich zu erzählen hab'," begann Schildhofer nach einiger Zeit, „so glücklich ist die Frau Claudia gewesen in ihrem Leben, — und ich wollt' eins von meinen gesunden Augen darum geben, wenn ich's nit ganz deutlich und nahe vor mir sähe, daß es noch nicht aus ist mit all' dem Glück ..."

Er stand mit einem halb unterdrückten Seufzer auf. Auch das Fräulein sah empor und schien etwas sagen zu wollen; ihr Blick blieb aber an dem Eingange des Gartens hängen, und sie verstummte. Schildhofer entging beides nicht; unbefangen wendete er sich nach der gleichen Richtung und sagte dann: „Ei, ei, die Excellenz um die Zeit im Schloßgarten? Ist das nicht die Stunde, wo er dem Erbprinzen Unterricht geben soll? Gewiß ist der Lotterbub' wieder auf und davon! — Ich will ihm doch entgegen und will hören was er will."

Damit ging er Biener entgegen, der in der Hauptallee langsam dahergeschritten kam. „Jetzt weiß ich," brummte er vor sich hin, „was vielleicht noch kein anderer Mensch weiß! Das kann ich nützen und kann helfen, ohne daß Jemand merkt, wer geholfen hat." Das Fräulein schien sein Weggehen gar nicht zu bemerken; sie war wie zuvor über die kleine Pold'l gebeugt und bewachte ihren Schlummer. —

Auf der Stirne des Staatskanzlers lag eine düstere Falte, und er schien unmuthig unter den Bäumen zu suchen. „Hast Du den Erbprinzen gesehen, Alter?" fragte er, als er Schildhofer erblickte. „Hab' ich's doch gleicht gedacht,"

erwiderte dieser, „daß es dem Prinzen gilt! 's ist just nit die Zeit, daß man Dich sonst im Hofgarten sieht! Ich meine, ich hätt' ihn vorhin drüben im Baumgarten gesehen und seinen Hofmeister bei ihm! Siehst Du, da ist er auch schon und kommt dort hervor hinter der weißen Figur mit der Sichel und dem Aehrenbüschel."

In der bezeichneten Richtung erschien der Erbprinz Ferdinand Karl, ein Knabe in jenem Mittelzustande, welcher den Uebergang zum Jünglingsalter zu bilden pflegt. Er war hoch aufgeschossen, aber schmächtig; das Gesicht hatte die Fülle und Röthe der Kinderzeit etwas verloren, aber aus den schmaleren und blasser gefärbten Zügen funkelte das dunkle Auge mit erhöhtem Feuer und bildete einen bedeutsamen Gegensatz zu dem reichen blonden Gelock, das unter dem aufgekrämpten Hute über den Nacken herabfiel. Der Prinz trug einen gürtellosen Kittel von grauem gerissenem Sammet und über'm Arme eine Armbrust; in der andern Hand hielt er ein paar todte Vögel. Hinter dem Prinzen erschien dessen Hofmeister, Freiherr von Nomi, eine ältliche, etwas hagere Gestalt, welcher der braune Koller und Mantel, beide reich mit Gold gestickt, schlecht zu Gesicht standen, denn Gesicht und Haar waren mißfärbig und schienen mit einander an Grauheit zu wetteifern.

„Durchlaucht scheinen vergessen zu haben," sagte Biener zu dem sicher näher kommenden Prinzen, „dies ist die Stunde für den Geschichts-Unterricht."

„Ich habe es nicht vergessen," erwiderte der Prinz mit Zurückhaltung, „aber ich hatte keine Lust . . ."

Der Obersthofmeister trat hinzu und fügte, wie zur selbstverständlichen Erklärung bei: „Durchlauch' haben gewünscht, den schönen Morgen zu einem kleinen Jagdvergnügen zu benützen . . ."

„Und wie ich sehe," entgegnete Biener ernst, „ist das

Jagdvergnügen den Singvögeln des Gartens bereits theuer zu stehen gekommen — aber Seine Durchlaucht dürfen zu dieser Stunde keinen andern Wunsch haben, als den Geschichts-Unterricht . . ."

„Aber," bemerkte Freiherr von Romi, „wenn Seine Durchlaucht eben zu befehlen geruhen . . ."

„So ist zu bedenken," rief Biener nachdrücklich, „daß der Erbprinz von Tirol noch nichts zu befehlen hat, und daß, wer einmal befehlen will, vor allen Dingen gehorchen lernen muß! — Wir werden das Versäumte nachholen — in jenem kleinen Gartensaal ist passende Gelegenheit dazu . . ."

„Aber wenn . . ." sagte der betroffene Hofmeister, doch der Kanzler fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „Ich gehe in den Gartensaal und erwarte, ob es Seiner Durchlaucht nicht belieben wird, mir zu folgen."

Die ruhige Entschiedenheit Biener's entwaffnete den Unmuth des Prinzen, der nicht übel Lust zu haben schien, dem Befehle zu trotzen. Bleich, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, folgte er dem Kanzler, während Freiherr von Romi sich unwillig abwendete und aus dem Garten eilte.

Biener nahm an einem Wandtischchen des kleinen Gartensaales Platz, der eigentlich nur ein kleines zierliches Gemach bildete. Die Wände waren nach drei Seiten vollkommen geschlossen und mit aufgeklebten Muscheln, Steinen und Felsstücken in eine Art Grotte verwandelt. Im Hintergrunde rauschte ein Brunnen in eine zierlich überströmende Schale herab und erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthalts, der alles Licht durch die Thüre und die unmittelbar neben ihr angebrachten breiten Fensteröffnungen erhielt. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, begann Biener seinen Vortrag an den Prinzen, der sich ihm widerwillig nnd mürrisch gegenüber gesetzt hatte.

Den Inhalt desselben bildete ein Theil der römischen Geschichte, das Leben und Ende des Kaisers Nero, das Biener in allgemeinen großen Umrissen erzählte. „Dies war der schauervolle, aber naturnothwendige Ausgang eines der verworfensten Menschen," schloß er, „die je ein Land unglücklich gemacht und einen Thron besudelt haben — ein erschütterndes Beispiel, wohin Verweichlichung und Genußsucht zu führen, in welche Abgründe sie zu stürzen vermögen! Beinahe noch ein Jüngling an Jahren, endete Nero als Greis in allen Lastern, und doch war er im Grunde seines Wesens kein schlechter Mensch, sondern mit allen Kräften des Geistes und des Gemüths zum Herrlichsten und Edelsten ausgerüstet. Sein Verderben war die Lust zum Genusse, die Scheu vor Anstrengung und steter Thätigkeit und vor Allem der hochmüthige Wahn, besser zu sein, als seine Untergebenen!"

„Mich dünkt," warf der Prinz etwas gereizt ein, „daß er als Fürst wohl auch etwas Besseres war, als seine Untergebenen!"

„Insofern er eben der Fürst und Herr war," entgegnete Biener, den Prinzen fest anblickend, „war er in der äuß rn Erscheinung allerdings etwas Besseres, als d e Untergebenen und Beherrsch ten, aber nur äußerlich, — innerlich, an sich und dem Begriffe nach, war er wohl ein Mensch, wie sie Alle." Er hielt einen Augenbl ck inne; dann fuhr er noch ernster fort: „Ich höre und erkenne aus diesen Worten die verderblichen Einflüsterungen, die Ihnen gemacht werden, Durchlaucht — aber glauben Sie mir: die Ihnen derlei sagen, sehen in Ihnen nur den künftigen Machthaber, bei dem sie sich jetzt schon einschmeicheln wollen. Ich will das nicht: ich will Ihnen eher mißfallen, aber ich will, so viel wenigstens an mir liegt, sorgen, daß der künftige Machthaber vor Allem seine Macht recht begreifen lerne. Hat er das, dann wird es auch

am richtigen Gebrauche nicht fehlen, und darum muß ich Sie, auch wenn es Ihnen Unlust verursacht, dazu anhalten, daß Sie Ihren Blick von den Beispielen der Geschichte nicht abwenden, sondern, sie ruhig betrachtend, erkennen, wohin der Mensch und Fürst gelangt, der gewohnt ist, nur seinen Neigungen und augenblicklichen Eingebungen zu folgen!"

Der Prinz hörte abgewendet zu, aber über seine Wangen flog unwillige Röthe. „Ich hoffe darum doch kein Nero zu werden," sagte er, „wenn mir auch einmal lieber war, Vögel zu schießen, als Geschichte zu hören!"

„Sie werden kein Nero sein," sagte Biener mit feierlicher Würde: „ich hoffe und glaube das — aber Sie werden er nur dann nicht sein, wenn sie ernstlich wollen und das anscheinend Kleine nicht gering achten! Die flüchtige Neigung kann zur Gewohnheit, und die Gewohnheit zur Leidenschaft werden, wie das unscheinbare sich ablösende Steinchen im Stürzen sich zur Lawine anwälzt, die ganze Thäler verschüttet! Weil Nero es nicht gelernt hatte, in kleinen Dingen seine Neigungen im Zaume zu halten, sind ihm die Zügel entschlüpft, und das rasende Gespann ist mit ihm durchgegangen über die Leichen seiner Mutter und seines Lehrers und über die rauchenden Ruinen von Rom!"

Der steigende Unmuth des Prinzen vermochte sich nicht anders Luft zu machen, als in ein paar Thränen, die ihm heiß in die Augen traten. „Das ist zu viel!" rief er. „Diese bloße Besorgniß ist eine Beleidigung!"

„Das ist sie nicht: das kann und soll das Wort des Lehrers nicht sein — aber weil ich Sie kenne, Prinz, weiß ich, daß es nöthig ist, um des Eindrucks willen Ihr Herz zu erschüttern! Es ist mir gelungen, und ich freue mich der Thränen in Ihren Augen: sie sind ein glückverheißender Morgenthau für dieses Land! — Nun aber

haben Sie die Güte und wiederholen in Kürze die Geschichte Nero's."

„Erlassen Sie es mir," sagte Ferdinand Karl, „ich bin zerstreut . . ."

„Dann muß ich bitten, Ihre Gedanken zu sammeln!"

„Aber ich will nicht!" rief der Prinz aufspringend. „Ich will mich nicht quälen lassen! Ich habe keine Lust dazu!"

„Dann werden Durchlaucht es mit Unlust thun! Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und machen Sie nicht, daß ich Sie zwingen muß, zu gehorchen!"

„Gehorchen?" rief der Prinz außer sich. „Ich Ihnen? Der Erbprinz von Tirol einem Unterthan?"

„Das wirst Du, ungerathener, trotziger Knabe!" unterbrach ihn Erzherzogin Claudia, welche von Beiden unbeachtet, herangekommen war und nun, von Schildhofer und einigen ihrer Frauen begleitet, in der Thüre des Gartensaals stand. „Nicht einen Unterthan wirst Du gehorchen, sondern meinem höchsten Rath und Kanzler und Deinem Lehrer! Noch hast Du keine Unterthanen und mußt erst abwarten, ob Du für werth gefunden wirst, welche zu haben! Augenblicklich wirst Du Seine Excellenz wegen Deines Ungehorsams um Verzeihung bitten!"

Der trotzige Knabe fuhr empor und nahm eine Stellung an, welche deutlich zeigte, daß er in seinem Trotze beharren wollte. „Nicht doch!" rief der Kanzler. Mit Ihro Durchlaucht gnädigster Erlaubniß — das soll der Prinz nicht! Verzeihung ist unnöthig, wo auf der einen Seite kein Groll, auf der andern keine Absicht, zu beleidigen, besteht. Wir reichen uns die Hände, und Alles ist vergessen!"

„Er ist zu gut, Biener!" sagte die Herzogin. „Er verdirbt den Buben selbst — aber weil Er's meint, mag's darum sein! Geh' denn," fuhr sie, gegen den Prinzen ge-

wendet, fort, „aber sieh' Dich vor, daß ich etwas Solches nicht wieder höre, sonst werde ich die Strafe dictiren, und ich werde nicht so gelinde sein, wie der Kanzler!"

Ferdinand Karl verneigte sich ehrerbietig vor seiner Mutter, küßte ihr die Hand und wendete sich, zu gehen, ohne auf den Kanzler zu achten, der seitwärts stand und sich anschickte, dem Prinzen die Hand zu bieten. „Nun," rief ihm Claudia streng nach, „vergissest Du, Seiner Excellenz die Hand zu reichen?"

Der Prinz blieb am Ausgange stehen und machte eine tiefen Verbeugung. „Excellenz haben mir erlassen, Sie um Verzeihung zu bitten!" sagte er kalt und war verschwunden.

„Da sieht Er, ob ich Recht habe!" rief die Herzogin, indem sie sich auf einem neben dem Fenster angebrachten Divan niederließ und ihrem Gefolge zuwinkte, sich etwas zurückzuziehen. „Er ist zu nachsichtig!" Die Unbotmäßigkeit Ferdinand's macht mir ernstliche Sorgen!"

„Durchlaucht haben nicht Ursache, sich darüber zu beunruhigen!" entgegnete Biener. „Der edle Most soll einst noch edlerer Wein werden und beginnt zu gähren: eine Gährung aber geht nicht ohne Schäumen und Aufbrausen vor sich."

„Meint Er? Nun, Gott geb' es! Es ist mir lieb, daß ich Ihn gefunden habe, Biener — es wird bald so weit kommen, daß ich Ihn keinen Augenblick von meiner Seite lassen kann; die Sorgen und Geschäfte drängen sich, daß ich bald nicht mehr wissen werde, woran ich zuerst denken soll, und woran zuletzt! Ich muß es übel empfinden, daß ich nur eine Frau bin, und daß wir Frauen zum Regieren nicht geschaffen sind!"

„Durchlaucht schmähen sich selbst — wenn das je geglaubt werden konnte, so haben Sie das Gegentheil bewiesen!"

„Sag' Er das nicht . . . ich halt' Ihn für den Ein=

zigen unter meinen Räthen, der mir nicht schmeichelt — ich möchte das auch in Zukunft von Ihm glauben können! Ich habe schlimme Nachrichten aus dem Reiche — der Lüneburger hat sich offen für den Schweden erklärt, und Banner ist neuerdings in Böhmen eingefallen und ruinirt kaiserliche Lande zugleich mit dem wüthigen Torstensohn! Ich fürchte, die Gefahr kommt bald wieder nahe genug an uns heran! Der Kaiser scheint einen Hauptschlag vorzubereiten und zieht Alles an sich. Für die nächsten Wochen werden wir wieder einen Durchmarsch von Spaniern haben, die Feria commandirt."

„Der Kaiser hat den Reichstag nach Regensburg einberufen bis zum Winter und wird daran denken, seine Macht dort zu sammeln!"

„Er kann recht haben — aber Er glaubt nicht, wie all' das mich anstrengt und ermüdet. Es ist vielleicht eine Schande, daß ich das sage, aber ich sag' es auch nur Ihm, weil ich Ihm zutraue, daß Er mich deswegen doch nicht verkennt! Ich will ja gern für Tirol und die Tiroler sorgen, wie eine Frau und Mutter für ihr Haus und für ihre Kinder sorgen kann — aber dies wüste Getreib' und Gewirr von offenen und versteckten Absichten, von Hinterhalten und Winkelzügen, während Mord und Brand an allen Ecken wüthen . . . das widert mich an, das entrüstet mich innerlich! Ich kann es leider nicht ändern, ich muß aushalten und das blutige Spiel durchmachen, in das ich mit verwickelt bin, aber weil ich es nicht anders kann, flüchte ich mich wenigstens innerlich und geistig daraus hinweg . . . Ach, in meinem Tasso, in meinem Meister Lodovico in eine andere Welt!'

„Eine schönere Welt, Durchlaucht — aber leider eine unwahre!"

„Sieht Er, das mein' ich nicht," rief die Fürstin mit lebhafter glänzenden Augen, „ich meine, diese schönere Welt

wäre auch die wahre — aber wir sind so umgeben von schweren irdischen Dingen, daß sie uns nur wie ein Traum oder wie eine verhüllte Ahnung erscheint! Jedenfalls ist es schön, sich in diese schöne Welt zu versetzen und d'rüber auf einige Stunden die wahre und wirkliche zu vergessen. Ich habe mir eine solche Unterhaltung ausgedacht. Kennt Er Guarini's Pastor fido? Was meint Er davon?"

„Es ist eine zarte, sinnige Dichtung," sagte der Kanzler, „aber der beste Beweis für meine Behauptung. Die Heimath dieser seligen Schäferwelt ist nur in den Wolken, fern von der harten Erde, über welche die Pflugschaar gehen muß und das Schwert — aber es ist Guarini gelungen, darin wie kein Anderer Ton und Ausdruck der Liebe zu treffen."

Claudia wandte sich leicht ab. „Findet Er das?" sagte sie mit einiger Beklommenheit. „Nun — Er muß es wohl verstehen, Er ist ja auch ein Stück von einem Poeten! — Ich habe den Pastor fido wieder gelesen und bin auf den Gedanken gekommen, ihn zu einem deutschen Spiele einrichten und aufführen zu lassen . . ."

Sie hielt eine Antwort erwartend inne und suchte in den Taschen ihres Kleides, aus welchen sie dann ein kleines, glänzend gebundenes Büchlein hervorzog.

„Ein schöner Gedanke," sagte Biener zögernd, „dessen Ausführung allerdings lockend sein mag!"

„Er verspricht wenigstens für einige Zeit Zerstreuung und Unterhaltung. Ich will den großen Saal zu einem Theater einrichten lassen, mein Maëstro wird die Musik dazu schreiben, und die Anzüge der Schäfer und Schäferinnen sollen auf's Prächtigste angefertigt werden. Die Rollen hab' ich mir schon vertheilt; ich will Ihm die Liste zeigen. Nur mit den Mädchen und mit den Liebespaaren bin ich noch nicht ganz im Reinen. Silvio, der wilde Jäger, der nur an seinen Hund denkt, wird für den jungen

Grafen Stadion vortrefflich passen, und die schmachtende Dorinde, die sich als Wolf verkleidet, um von dem spröden Geliebten verwundet zu werden, ist wie gemacht für meine schöne schwärmerische Romani. Die intriguante schelmische Corisca ist geeignet für die Königseck — nur mit dem Hauptpaare, mit dem treuen Schäfer Mirtillo und Amarillis, der holden Unschuld, bin ich noch etwas in Verlegenheit. Ich denke, der junge Fugger ist hübsch und gewandt genug um mit dem zärtlichen Schäfer zurechtzukommen, und bei der Schäferin hab' ich an mein Kammerfräulein, die Hohenstainer, gedacht . . . Meint Er nicht auch?"

„Allerdings," rief Biener, „das Fräulein ist eine so zarte, stille Schönheit, daß sie sich vortrefflich zur Amarillis eignen wird!"

„Sieh da," entgegnete Claudia lächelnd, „wie fein mein gestrenger, ernsthafter Herr Kanzler die Schönheit meiner Damen zu beobachten und zu klassificiren weiß! Es freut mich aber, daß Er damit einverstanden ist: ich will sogleich meine Befehle geben — ich freue mich ungemein darauf und will den Gedanken so bald als möglich ausgeführt sehen."

„Durchlaucht thun daran vollkommen Recht: auch ich würde sehr zur Beschleunigung rathen."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick und sah den Kanzler überrascht an. „So?" fragte sie dann. „Und warum thut Er das?"

„Damit das Vergnügen Ihro Durchlaucht nicht gestört werde. In kurzer Zeit wird sich der offene Landtag hier versammeln, der wegen der neuen Geldbewilligungen eingerufen ist. Durchlaucht ist bekannt, daß die durch alte Verträge mit Tirol vereinigten Fürstenthümer Brixen und Trient längst mit dem Gedanken umgehen, sich von uns zu trennen und unmittelbar unter des Reiches Hoheit zu stellen. Sie haben schon öfter versucht, die nöthigen, sie

treffenden Beiträge an Geld und Soldaten zu verweigern; ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß sie mit andern Unzufriedenen in Unterhandlung stehen und diesen Zeitpunkt allgemeiner Verwirrung und Bedrängniß in verrätherischer Weise benützen wollen, den Versuch zu erneuern!"

Claudia war nachdenklich geworden und sah sinnend vor sich hin. „Vielleicht besinnen sie sich im letzten Augenblicke!" sagte sie dann. „Mancher spielt mit dem Können gar freimüthig, tritt aber bedenklich zurück, wenn er anstatt ‚Ich kann das' sagen soll: ‚Ich will es!' — Und wir brauchen wohl viel Geld?" fuhr sie nach kurzer Pause fort. „Und brauchen es nothwendig?"

„Ja, Durchlaucht," erwiderte der Kanzler, „die Cassen sind erschöpft. Die Einnahmen haben sich gemindert, die Anforderungen steigen. Die Vollendung und Unterhaltung der Festungen und Engpässe, der Unterhalt der Regimenter verlangt immer größere Summen. Die Klausen am Ehrenberg und jene von Finstermünz erfordern allein im geringsten Anschlage . . ."

Die Fürstin winkte ihm zu, abzubrechen, stand auf und schritt nachdenklich durch das kleine Gemach. Dann blieb sie vor dem Kanzer stehen, sah ihm ruhig lächelnd in's Gesicht und sagte: „Ich habe Ihn schon verstanden, Biener, wenn Er auch weit ausholt und es gar fein anlegt! — Ich will den Pastor fido noch einmal lesen statt der Aufführung . . ."

Der Kanzler ergriff feurig die Hand der Fürstin und führte sie ehrfurchtsvoll an seinen Mund. „Durlaucht," rief er ergriffen, „gesegnet ist das Land, über dem ein solches edles Gemüth waltet, dem kein Wunsch zu lieb ist, um ihn nicht für das Wohl von Land und Volk dahin zu geben!"

„Still," unterbrach sie ihn, „nicht loben! Das mag ich nicht hören — und dann, das Gemüth macht es allein

nicht aus! Es ist manchmal gar sehr nothwendig, daß der Verstand als Kanzler daneben steht — aber das Gemüth ist dem Verstande dafür dankbar und beklagt nur, daß es den Dank nicht durch die That zeigen kann . . ."

„Eurer Durchlaucht Gnade ist mir der schönste Dank!"

„Ich glaub' Ihm das — aber ich muß doch einmal an's Zahlen denken, ich komme immer tiefer in Seine Schuld! — Da hab' ich gestern Seine Rechnungen über die Verwaltung der Güter in Göppingen durchgesehen. Er hat gut gewirthschaftet, hat das Unnöthige verkauft und doch die Einnahme gesteigert . . ."

„Wenn Durchlaucht finden, daß ich meine Pflicht gethan habe, bitte ich, nur zu befehlen, daß mir über die Rechnung ein förmliches Absolutorium in üblicher Form zugefertigt werde . . ."

„Ein Absolutorium? Er verlangt etwas Schriftliches darüber, daß ich mit Ihm zufrieden bin? Ich denke, das soll's nicht brauchen zwischen Ihm und Herzogin Claudia. Die Rechnungen bleiben in meiner Hand — ist Ihm da mein Wort nicht genug?"

„Es ist nicht um meinetwillen, daß ich darum bitte, Durchlaucht," entgegnete Biener bedenklich, „der ordentliche Geschäftsgang verlangt es so."

„Ordentlich!" rief Claudia in unmuthiger Bewegung. „Geschäftsgang! Man soll aber sehen und erkennen, daß Seine Stellung in diesem Lande eine außerordentliche ist! Ich will nicht, daß Alles, was Er mir vorträgt, wie ein Geschäft verhandelt wird . . ."

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber sie hielt inne und setzte sich wieder auf den Divan. Das Exemplar des Pastor fido war auf demselben liegen geblieben; sie nahm es in die Hand und blätterte achtlos darin.

„Zürnen mir Durchlaucht nicht," entgegnete Biener befangen, „wenn ich darüber anderer Meinung bin — die

Geschäfte sind es ja allein, welchen ich das Glück verdanke, vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen . . ."

„Er hat ganz Recht!" erwiderte sie wie zuvor, ohne ihn anzublicken. „Fürsten sind nur dazu da, für Andere zu sorgen und nie an sich selbst zu denken! Es geschieht nur manchmal auf Augenblicke, daß ich darauf vergesse!"

In Biener stieg wider Willen die mühsam zurückgehaltene Gluth empor. „Dennoch ein erhabenes Schicksal!" rief er feurig. „Aber was würde des Tollkühnen warten, der darauf vergäße und zu Ihro Durchlaucht anders emporzublicken wagte, als zu seiner erhabenen Fürstin!"

Claudia antwortete nicht; sie blickte fest in das Buch, als hätte sie des Kanzlers Worte nicht gehört, aber die fliegende Röthe der Wangen verrieth, daß ihr weder Laut noch Sinn entgangen war. Sie schwieg eine Zeit lang und las für sich auf der zufällig aufgeschlagenen Seite fort.

Dann las sie halblaut mit eigenthümlicher Betonung und einem schwach verhehlten Seufzer:

„Entfernung macht die schwerste Wunde heilen . . ."

Der Kanzler ließ seinen Blick überrascht auf der schönen Frau ruhen und fuhr in den Worten des Gedichts mit bewegter Stimme fort:

„Doch wer die Wunde mitträgt, flieht umsonst!"

Betroffen ließ Claudia das Buch sinken und begegnete dem feurig auf sie gerichteten Auge des Kanzlers. „Wie?" flüsterte sie. „Er kann den Pastor fido auswendig?"

„Das nicht; aber als ich Student war bei den Jesuiten in Amberg, wurde das Spiel aufgeführt. Mir war die Rolle Mirtill's zugetheilt — davon ist eine und die andere Stelle in meinem Gedächtniß hängen geblieben . . ."

„So wollen wir sehen, wie weit Sein Gedächtniß Ihm getreu geblieben ist . . .“ Sie blickte in das Buch und fuhr fort:

„Vor neuem Reiz entweicht die alte Liebe . . .“
„Eh' Herz und Seele sich verwandelt, nicht . . .“

entgegnete Biener mit dem vollen Ausdrucke der Empfindung. Auch sie fuhr mit steigender Wärme fort:

„Es bricht die Zeit zuletzt der Liebe Schmerz . . .“

und erhob sich wie unwillkürlich, als Biener feurig erwiderte:

„Doch erst hat Lieb' gebrochen schon das Herz!“

Fürstin und Kanzler standen sich gegenüber; in ihren schönen Augen schimmerte eine Thräne, während Biener unter der Last des einstürmenden Gefühls zu erbeben schien.

„So giebt es keine Heilung denn für solche Noth?“

fragte sie mit weichem erschüttertem Tone. Der Kanzler faßte sich nicht mehr: im ausbrechenden Feuer ergriff er die nicht widerstrebende Hand der Fürstin und rief, indem er dieselbe küßte und sich auf ein Knie niederließ:

„Nein, keine Heilung — keine, denn der Tod!“

Glühend und wortlos blieben beide einen Augenblick in der selbst vergessenen Stellung; die Erklärung war gekommen, und mit dem nächsten Athemzuge mußte das Wort der Entscheidung fallen.

— „Mit Verlaub, Frau Claudia,“ rief Schildhofer unterbrechend, „der Herr Oberhofmeister von Romi und das Fräulein Lisbeth wollen mit Dir sprechen!“ Der Bauer stand in der Thüre des Salons und ließ einen Blick finstern Vorwurfs auf dem Kanzler ruhen.

„Steh' Er auf,“ sagte die Fürstin schnell gefaßt, „wir müssen unsere Comödienprobe unterbrechen. Es ist

Schade, daß aus der Aufführung des Pastor fido nichts werden kann — ich wäre jetzt nicht mehr in Verlegenheit, die Rolle des Mirtillo zu besetzen . . ."

„Erlauben Ihro Durchlaucht, mich zu entfernen," sagte Biener, „es wird Zeit sein, mich zum Begräbniß der Frau Kammerpräsidentin, Gräfin von Wolkenstein, zu begeben . . ."

Auf Claudia's Wink' verabschiedete sich der Kanzler mit tiefer Verbeugung. Die Fürstin rief Schildhofer zu: „Laß mir das Fräulein herein — der Freiherr soll warten. Nun?" fuhr sie fort, als diese eintrat. „Wo bist Du denn, Lisbeth? Ich habe Dich ja den ganzen Morgen noch nicht gesehen, und selbst mit den Kindern hab' ich Dich umsonst erwartet . . ."

„Durchlaucht," erwiderte Lisbeth, „die Prinzessinnen verlangten in's Freie, und da der Morgen so gar schön war, übernahm ich es, sie in den Garten zu bringen . . ."

„Ja ja, und über den Kindern hast Du die Mutter vergessen — das ist schon das Loos der Mütter, in das man sich finden muß . . ."

In Lisbeth's Gemüthe klang noch Schildhofer's Erzählung von den Leiden der hohen Frau nach und ließ diese Worte einen tiefern Eindruck machen, als beabsichtigt war. Sie empfand dieselben als die leise Klage eines gepreßten Herzens, und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Was hast Du, Kind?" fuhr die Fürstin fort, als sie dies bemerkte. „Du mußt nicht so weich sein, daß ein einziges Wort Dich zu Thränen bringt. Es sollte kein Vorwurf sein, sondern nur ein Beweis, wie gern ich Dich um mich habe, und wie sehr ich Dich vermisse . . ."

„O, meine gute Fürstin," rief Lisbeth, gerührt deren Hand küssend, „ . . . meine beste Mutter!"

„Es ist zwar," erwiderte Claudia lächelnd, „für meine weibliche Eitelkeit keine Schmeichelei, daß ich schon ein so

großes Töchterchen haben soll — aber Du hast Recht, Lisbeth: dem Herzen nach bin ich Deine Mutter und will es sein! — Wie ist es denn, hast Du Dir Deine Rolle in dem Schäferspiele schon angesehen?"

Das Fräulein erröthete. „Nein," sagte sie befangen, „zürnen Durchlaucht nicht, aber es fällt mir gar zu schwer. Ich kann mir gar nicht einbilden, wie ich das Alles sagen und mich in eine fremde Person verstellen soll. Ich werd' es herzlich schlecht machen, Durchlaucht!"

„Meinst Du?" lachte Claudia. „Nun, Du brauchst Dich nicht zu ängstigen deswegen — ich habe mich anders besonnen; es ist nichts mit der Comödie — obwohl es mir im Grunde leid thut . . ." Sie hielt die Hand auf den Scheitel des Mädchens und sah ihr liebevoll in das schöne offene Antlitz . . . „Ich hätte Dich gern als Amarillis gesehen . . . Aber was führt Dich eigentlich jetzt hierher? Du willst etwas von mir?"

„Mich beurlauben, Durchlaucht. Die Gräfin Königseck war so gütig, mich einzuladen, den Leichenzug der Gräfin Wolkenstein von dem Fenster ihrer Wohnung aus anzusehen . . . Wenn Durchlaucht erlauben . . ."

„Geh' immerhin," erwiderte Claudia, „aber Du wirst Eile haben; ich meine, das Grabgeläute beginnt bereits." Aus der Stadt klangen die ersten Töne feierlicher Glocken herüber; zugleich trat der Oberhofmeister Freiherr von Nomi in die Thüre des Gemachs und verbeugte sich mit feierlichem Anstande. „Was ist denn mit Ihm, Nomi?" rief ihm die Fürstin entgegen, „Er ist ja noch blasser als sonst und macht ein Gesicht, als wenn Er auch mit der Klage gehen wollte! Was will Er denn?"

„Durchlaucht um meine Entlassung bitten!" erwiderte Nomi mit wehmüthigem Ernste.

„Was fällt Ihm ein? Warum will Er Seine Entlassung?"

„Durchlaucht," begann der Hofmann feierlich, „haben mir die Aufsicht und Erziehung des durchlauchtigsten Erbprinzen Karl Ferdinand übertragen, und ich habe mich nach Kräften bestrebt, die hohe Commission zu erfüllen — leider mußte ich mich überzeugen, daß ich es nicht im Stande bin, und muß daher um meine Entlassung bitten . . ."

„Was steckt da wieder dahinter!" rief die Herzogin unmuthig. „Red' Er, was ist denn geschehen, was Ihn so alterirt?"

„Ich habe eingesehen, daß meine Principia über Erziehung nicht mit den Theorien übereinstimmen, die Seiner Durchlaucht von anderer Seite beigebracht werden, und da ich unvermögend bin, diesen mächtigen Einfluß aufzuwiegen, so bleibt . . ."

„Abgeschmackte Redensarten!" unterbrach ihm Claudia. „Wen meint Er mit dem mächtigen Einflusse? Wer bringt dem Erbprinzen unrichtige Grundsätze bei?"

„Ich bedaure, es sagen zu müssen — Seine Excellenz der Herr Staatskanzler . . ."

„Dacht' ich's doch!" rief Claudia halblaut vor sich hin und setzte sich wieder auf den Divan, auf welchem der bei Schildhofer's Eintritt hingeschleuderte Pastor fido lag. „Und diese Grundsätze?" fragte sie dann.

„Seine Excellenz behandeln den durchlauchtigsten Erbprinzen nicht wie einen jungen Fürsten, sondern wie einen Bürgerlichen — so wie er selber wahrscheinlich in seiner Jugend behandelt wurde. Er sagt ihm in's Gesicht, daß er nichts zu befehlen, sondern zu gehorchen habe . . ."

Daran thut der Staatskanzler sehr recht, und wenn er den Buben so erzieht, wie er erzogen worden ist, so kann ich das nur loben, denn die Erziehung hat gute Früchte getragen! — Ich will von Ihm nicht hoffen, Nomi, daß Er mir den Prinzen in seinem Hochmuthe bestärkt?"

„Durchlaucht, das ist es nicht allein — es sind noch viel abominablere Principia, die gegen alles Staatsrecht verstoßen . . .“

„Diese sind?“

„Seine Excellenz sagen dem Prinzen, der Fürst und Monarch eines Landes sei nur durch seine Stellung ausgezeichnet — sonst aber nur ein Mensch wie andere Menschen!“

Claudia war nachdenklich geworden und stützte den Kopf in die Hand, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr ernste Gedanken durch die Seele gingen. „Ich weiß nicht viel vom Staatsrechte,“ sagte sie schmerzlich lächelnd, „aber ich kann Ihm nicht helfen, Nomi, der Staatskanzler hat auch darin Recht! Um meiner Durchlauchtigkeit willen ist mir noch kein Leid aus dem Wege gegangen, und meine fürstlichen Zähne schmerzen mich manchmal, daß ich glaube, sie können einem andern bürgerlichen Menschen nicht weher thun!“

Der Oberhofmeister hatte mit einem Entsetzen zugehört, das ihn beinahe der Sprache beraubte. „Freilich, wenn es so steht,“ stammelte er dann, „wenn Durchlaucht selbst . . . Dann bitte ich, mir nur zu erlauben, nach Wien an Seine kaiserliche Majestät berichten zu dürfen, da Seine Majestät als Obervormund . . .“

„Das mag Er thun!“ sagte die Herzogin mit Hoheit. „Auch ich werde dem Kaiser berichten und ihm sagen, daß die Mutter vor dem Vormunde kommt . . !“

Damit gab sie dem Freiherrn einen Wink, sich zu entfernen. „Durchlaucht entlassen mich in Ungnade . . .“ stotterte er.

„Geh' Er nur,“ rief Claudia, „ich geb' Ihm mein Wort, daß ich mich über Ihn gar nie erzürne.“

Der Oberhofmeister schob sich unter steter Verbeugung rückwärts zur Thüre hinaus; die Fürstin schwieg einen

Augenblick, dann rief sie Schildhofer zu, der am Fenster gedankenvoll angelehnt stand.

„Warum so ernsthaft, Schildhofer? Hast Du etwas auf dem Herzen?“

„Wohl, Frau Claudia,“ sagte dieser, „aber es ist nicht's Traurig's. Ich hab' Deiner Red' so zugehört und hab' mich darüber gefreut so recht von Herzengrund . . . Ich hab' mich gefreut,“ fuhr er fort, als Claudia ihn fragend ansah, „daß Du so demüthig bist und in Deiner Herrlichkeit Dich nit für besser halt'st, als uns andere geringe Menschen — das ist wohl die schönste Kron', die Du tragst, Frau Claudia, und die hast Du Dir selber aufgesetzt! — Und doch ist mir nit Alles recht, und was ich da vom Kanzler hab' hören müssen, das will mir gar nit gefallen . . .“

„Was meinst Du?“ fragte Claudia befangen. „Ich habe Dich immer für einen von seinen Freunden gehalten . . .“

„Der bin ich auch, und ich denk', ich werd' es ihm wohl einmal zeigen und beweisen, daß ich ein guter Freund bin von ihm . . . aber es ist mir nit recht, daß er sich so viel Feinde macht; er geht immer gerad' aus und mitten durch und stößt überall an . . .“

„Das könnte mich beinahe beunruhigen . . . solltest Du etwas Bestimmtes wissen?“

„Ich weiß, daß ich Dir gleich in einem Athem in die Zwanzig an den Fingern herzählen kann, die ihm gram sind — jetzt gehört der steife wällische Hofmeister auch noch dazu. Denk' an den Sterzinger Landtag. Selbigesmal ist's gewesen wie jetzt: die Bürger und die Bauern wollten zahlen und beisteuern, wie's Recht und Brauch gewesen ist von jeher . . . die geistlichen Herren aber und die Edelleut' die haben sich losmachen wollen. Da hat der Biener den Vorschlag gemacht, die Bauern und Bürger

seien die Meisten im Lande Tirol, und wenn sie doch allein zahlen und steuern müßten, dann sollten sie auch allein zu reden haben, und in Zukunft sollten die zwei Ständ' allein 'was zu sagen haben auf dem Landtag. Der Vorschlag hat die Prälaten und die Adeligen erschreckt; sie sind zum Kreuz gekrochen, aber dem Kanzler Biener haben sie's in's Wachs gedruckt, und wenn ihn auch die Bürger und Bauern auf den Händen tragen, die Andern passen darauf, bis sie ihm an den Hals können!"

„Sie können ihm nichts anhaben! Sie sollen es nicht, so lang' ich ein offenes Auge habe!"

„Will's glauben, aber viel' Hunde sind des Hasen Tod! Und wenn er nur wenigstens sein böses Maul halten und die Spottreden lassen wollt'! Alle, über die er sich lustig gemacht hat, sind hinter ihm her und tragen ein, wie die Impen. nur mit dem Unterschiede, daß sie lauter Gift und Gall' einsammeln anstatt Honig Ein Jedes klaubt auf, was es nur erwischen kann, und der Impenstock ist bei dem Montecuculi."

„— Ich habe eine Bürgschaft dafür, auf die ich mich verlassen kann, daß sie etwas Begründetes gegen ihn nicht aufzubringen vermögen: grundlose Beschuldigungen aufzustellen, müssen sie sich selber scheuen — Montecuculi wird es nicht wagen, eine Anklage zu erheben!"

„Das glaub' ich nit — ich mein', er hat's schon gethan; ich hab' heut' morgens seinen Kammerdiener mit einem dicken Heft in's Schloß kommen sehen . . ."

„Wenn auch, es wird ein Gewebe von Albernheiten sein — aber geh' jetzt, Alter, ich will einen Spaziergang durch den Lustgarten nach dem Fasanenhause machen und möchte die Kinder um mich haben: die Hohenstainer soll sie mir holen . . . Nicht doch," fügte sie berichtigend hinzu, „die Madron soll's thun, die Lisbeth ist ja gegangen, den Leichenzug zu sehen."

Das Trauergeläute begann wieder und dauerte fort. Schildhofer ging, aber er zuckte die Achseln und lachte, daß es der Fürstin auffallen mußte.

„Was ist dabei zu lachen?“ fragte sie.

„Nit viel,“ antwortete er, „es ist mir nur so eingefallen, daß der Leichenzug wohl das Wenigste sein wird, wornach das Fräulein schaut!“

„Und wornach sollte sie sonst zu schauen haben?“ fragte Claudia stutzend.

„Wie Du so fragen kannst! Ein junges, bildsauberes Madel, nach was wird das viel zu schauen haben? Bei dem Leichenzuge sind gar so viel schöne Burschen und Herren . . .“

„Thorheit — meine sittsame Lisbeth hat keine solche Gedanken! Ich hätte es längst bemerkt, ich hätte es bemerken müssen, wenn das Gefühl in ihr erwacht wäre, wenn sie irgend Jemand auszeichnete . . . und doch, indem ich es sage, fällt mir auf, seit einigen Monaten ist doch eine Veränderung mit ihr vorgegangen — sie kommt mir stiller, nachdenklicher vor . . . es wäre wohl möglich! Hast Du eine Spur, Alter?“

„Was man halt so sieht mit seinen offenen Augen! Sie wird roth, wenn ein Gewisser kommt oder geht, sie schlagt die Augen nieder oder bleibt stecken mitten in der Red' . . .“

„Nun — und wer wäre das?“

„Das Madel hat keinen schlechten Geschmack und keinen niedrigen Sinn. Vielleicht errath'st Du's, wenn ich sag', daß sie am liebsten da drüben sitzt, am großen Pavillon, wo man unter den Bäumen über den Inn hinübersieht — auf's Büchsenhaus!“

Claudia hatte das Gespräch mit lebhafter Theilnahme geführt; sie war angeregt, aber ruhig, und hatte die Lösung mehr mit neugieriger Spannung, als mit irgend

einer Besorgniß erwartet. Desto gewaltsamer war die Wirkung dieser Worte; sie war jene des stürzenden Felsen, der sich in einem fürchterlichen Augenblicke von der steilen Bergwand ablöst und mit einem Schlage das Thal in der Tiefe in eine Wüste verwandlt, das noch eine Secunde vorher im lachenden Schmucke von Blüthen und Saaten geprangt hatte. Claudia bebte und brach zusammen; sie war einer Ohnmacht nahe, die Augen verschwammen ihr, das fortwährende Trauergeläute dröhnte verstärkt herein, als ob ihr die Schläge das Gehör zersprengen wollten; dennoch behielt die Macht der gewohnten Selbstbeherrschung die Oberhand, sie vermochte, sich aufrecht zu halten, aber vergebens rang sie mit dem nach dem Herzen strömenden Blute, um Athem zu einem Worte der Erwiderung zu finden.

Dem Bauer, obwohl er anscheinend die Fürstin gar nicht im Auge behielt, entging keine ihrer Bewegungen. „Armer Wurm," sagte er leise vor sich hin, „es thut Dir weh', das glaub' ich . . . aber es muß doch sein!"

Endlich gewann Claudia die Sprache wieder. „Biener!" rief sie mit einem Lächeln, das aber schon im ersten schwachen Versuche unterging. „Ich glaube, Du träumst! Wie sollte Lisbeth dazu kommen, den Kanzler zu lieben . . ."

„Wie man halt zu so etwas kommt, und weiß nit wie! Ist der Kanzler nit ein Mann, der einem Madel in die Augen stechen kann? Warum sollt' sie ihn nit lieben?"

Claudia war erschöpft in den Divan gesunken und drückte ein Tuch vor das glühende Gesicht und die brennenden Augen. „Ja wohl — warum sollte sie ihn nicht lieben?" flüsterte sie schmerzlich in sich hinein. „Aber er — ob er sie auch beachtet hat? Ob sie wieder geliebt wird von ihm?" Gedanken und Bilder zucken ihr wie Blitze durch die Seele, keiner war festzuhalten, und doch standen sie alle in greller Klarheit vor ihr. Sie sah Biener

vor sich, wie er kurze Zeit vorher vor ihr gestanden, sie fühlte sein flammendes Auge auf sich ruhen, sie hörte den nicht zu verkennenden Ton der Empfindung in seinen Worten — das Alles konnte nicht Täuschung, nicht Heuchelei sein . . . „Nun Alter," sagte sie mit schmerzerzwungener Gleichgültigkeit, „Du sagst mir in der That eine Neuigkeit, die mich überrascht . . . aber wie ist es mit dem Kanzler? Erwidert er die Liebe des Fräuleins . . .?"

„Das weiß ich justament nit!" entgegnte Schildhofer zögernd, denn so sehr er von der Vortrefflichkeit seines Beginnens überzeugt war, ging es ihm doch schwer von der Zunge, eine Unwahrheit zu sagen. „Wenn ich mir aber Alles zusammenreim' und Eins in's Andere schick', so mein' ich . . . es wird nit viel anders herauskommen . . ."

„Aber die Beweise, die Gründe dafür?" fragte sie hastig.

„Ja — darnach hab' ich mich gerad' eben nicht umgesehen . . . aber ist das Fräulein nit jung und schön? Warum sollt' sie ihm also nit gefallen? Es ist noch nit sehr lang' her — richtig, neulich bei der Aufwartung des spanischen Botschafters ist's gewesen — da sind, wie die Ceremonie aus war, die Cavaliere noch ein bischen beisammen gestanden und haben im Vorbeigehen die Frauen und Fräulein gemustert. Der Kanzler ist auch dabei gewesen und hat mitgered't, und Du kennst seine Art . . . da hat er gesagt, das Fräulein Hohenstainer sei die Schönste unter Allen . . . sie sei schön wie der Abendstern, den man schon deswegen gern sehe, weil er die Ruhe bringe, und man wisse, daß nun die lästig glänzende Alltagssonne hinunter sei . . ."

Claudia war aufgesprungen und schritt aufgeregt durch das Gemach. „Und wann war das?" rief sie. „Sage mir genau den Augenblick, wenn Du kannst . . ."

„Ja, genauer kann ich das nit sagen. Es war justa-

ment, nachdem die Auffahrt vorbei war — Du bist kaum hinaus gewesen aus dem Saal . . .“

„Es ist klar!“ murmelte Claudia heftig, die Anwesenheit des Alten fast nicht mehr beachtend. „Ich kenne die lästig glänzende Alltagssonne!“ Darum diese feine Beobachtung ihrer Schönheit! Er liebt sie . . . ihr galt der Ausdruck und die Empfindung seiner Worte . . . es war wirklich eine Comödienprobe . . . Gut,“ fuhr sie dann fort, indem sie sich zusammenraffte und würdevoll aufrichtete, „es freut mich in der That — es freut mich, zu erfahren, daß zwei Personen sich so gefunden haben, die meinem Herzen die näch . . . die mir so nahe stehen . . .“

„Es kann sein, daß ich Unrecht hab',“ sagte Schildhofer, „aber es ist wohl bald zu erfahren. Wenn Du Gründe und Beweise willst, brauchst nur zu schweigen und sie alle Zwei zu beobachten in der Still' . . .“

„Ich? Wozu?“ fragte die Fürstin stolz. „Mögen sie ihre Wege gehen und sehen, ob sie zum Glücke gelangen!“

„Freilich wohl; ich kann mir's denken, daß es Dir gleichgültig ist — aber es interessirt Dich doch, so gut wie mich . . . Doch wirst Du Dich rasch entschließen müssen, denn da kommen Leute. Es ist der Vicekanzler Carrara und auch das Fräulein kommt dort dahergelaufen in aller Hast . . . Was hat's denn gegeben?“

Während Schildhofer sich zum Fenster wandte, trat der greise Vicekanzler Carrara mit ehrerbietiger Verbeugung der Fürstin entgegen. „Durchlaucht halten zu Gnaden, wenn ich zu ungewohnter Stunde erscheine,“ sagte er, „allein die hohe Wichtigkeit der Sache, die mich herführt, gestattet keine Zögerung. Diese Schrift ist heute in den Einlauf von Ihro Durchlaucht Kanzlariat gegeben worden, und ich entledige mich einer schmerzlichen Obliegenheit,

indem ich solche in Ihro Durchlaucht Hände übergebe und Allerhöchster Resolution gewärtig bin."

Die Fürstin ergriff das Actenheft, ohne zu öffnen. „Und was ist es so Schmerzliches, was Er mir bringt?"

„Die peinliche Anklage des Herrn Grafen Geronimo von Montecuculi gegen Seine Excellenz, den kaiserlichen Geheimrath und Staatskanzler von Tirol, Doctor Wilhelm Biener . . ."

Eine augenblickliche Stille trat ein; Claudia hielt die inhaltschweren Blätter wie unentschlossen in der Hand, der Vicekanzler war zurückgetreten, und Schildhofer brummte: „So hab' ich halt' doch wieder einmal Recht behalten . . ."

In diesem Augenblicke erschien Lisbeth Hohenstainer, bleich, verwirrt und außer Athem. „Wo kommst her, Fräulein?" rief ihr der Bauer entgegen. „Bist nit bei der Leichenbegängniß gewesen?"

„Ich komme von dort!" rief Lisbeth mit fliegendem Athem. Ein außerordentliches Ereigniß . . . der Staatskanzler . . ."

„Kanzler Biener?" rief Claudia streng. „Was ist mit ihm?"

„Durchlaucht wissen, daß ich den Zug aus den Fenstern der Gräfin Königseck ansah . . . Eben war der Leichenwagen mit den Geistlichen vorüber und bog am Stadtplatze gegen die Brücke ein, die Leidtragenden des Hofs und die Würdenträger kamen heran — da entstand auf einmal ein Rufen und Durcheinanderdrängen, daß der Zug in Unordnung gerieth und anhalten mußte . . ."

„Und die Ursache?" fragte Claudia und blickte die Erzählerin so finster an, daß sie verwirrt die Augen niederschlug und etwas unsicher fortfuhr; „Der Staatskanzler war mit dem Hofmarschall unweit des Leichenwagens gegangen, da eilte Graf Montecuculi, welcher etwas weiter zurück mit dem Landeshauptmann ging, im Zuge gewaltsam

vor und rief dem Kanzler, gerade als derselbe am Jenewein'schen Hause um die Ecke schritt, mit lauter Stimme zu: ‚Wer unter peinlicher Anklage steht, gehört nicht hieher! Fort mit Dir, Du Schurke!'"

„Und der Kanzler?"

„‚Selbst ein Schurke, wer mich zu beschimpfen wagt!' rief er entgegen. Im Augenblicke hatte Montecuculi den Degen gezogen, der Staatskanzler zog ebenfalls . . . die Klingen blitzten . . . Geschrei und Gedränge von allen Seiten . . . die Frauen entflohen von den Fenstern . . . ich eilte hierher, es Durchlaucht zu hinterbringen . . ."

„Und was ist dabei Besonders, um so außer sich zu gerathen?" rief die Fürstin mit ruhiger, harter Betonung. „Welchen Grund hat Fräulein Hohenstainer, sich für einen dieser Herren so besonders zu interessiren?"

„Durchlaucht," stammelte Lisbeth bestürzt, „wodurch habe ich Ihre Ungnade . . ."

Die Fürstin fuhr fort, ohne sie zu beachten: „Zwei meiner hochgestellten Diener haben sich so weit vergessen, einen öffentlichen Scandal zu begehen . . . sie haben meinem ausdrücklichen Befehle zuwider gehandelt, der sie mit meinem höchsten Zorne bedroht hatte . . . sie sollen seine ganze Schwere fühlen! — Vicekanzler," fuhr sie mit Miene und Haltung der Herrscherin fort, „Er begiebt sich sogleich zum Obersthofmeister Montecuculi — der Graf ist Gefangener in seinem Hause . . . Was den Kanzler betrifft, so will ich, daß das Recht seinen vollen Lauf habe! Nehm' Er diese Anklageschrift, Carrara — die Untersuchung soll sogleich beginnen . . . bis zur Entscheidung ist Kanzler Biener seiner Aemter, sowie des Vortrags bei Uns enthoben!"

Hoch aufgerichtet und fest schritt sie an dem sich verbeugenden Vicekanzler vorüber und verließ Saal und Garten.

Schildhofer und das halb besinnungslose Fräulein blieben allein zurück. „Um Gotteswillen, Alter," rief sie, „wodurch habe ich die Herzogin erzürnt? Sage, was geht hier vor?"

Schildhofer hatte der wegeilenden Fürstin in unverhohlener Bewegung nachgesehen und sagte kopfnickend vor sich hin: „Es ist schon so — die Fürsten sind auch Menschen, wie wir Andern! — Was hier vorgeht, fragst? — Ein Gewitter steht am Himmel: dabei kann man nichts thun, als die Händ' falten und das Wetterglöck'l läuten, ob der Blitz und der Donnerkeil etwa vorübergehen an unserer Hütten . . . Der Pater Guardian aber hat mir gesagt, die Wetter haben das Gute, daß sie das Erdreich erschüttern — vielleicht giebt's um uns herum auch ein Erdreich oder ein Herz, dem das Erschüttern gut ist!"

Fünftes Kapitel.

Geheimnisse.

Wie vor einigen Wochen waltete wieder sommerliche Ruhe und Heiterkeit auf der grünen schattigen Umgebung von Büchsenhaus. Der Himmel flammte wolkenlos und tiefblau, aber obwohl die Sonne noch hoch stand, war es nicht heiß, denn in den glänzenden und leuchtenden Wipfeln und Kronen spielte und wiegte sich ein munterer Westwind, der über den Schneefeldern und Eisflächen der inneren Gebirge sich die Schwingen gekühlt hatte. Wie vor einigen Wochen saß Afra wieder vor der Schwelle des väterlichen Hauses im Schatten der um den oberen Stock des Gebäudes

laufenden hölzernen Galerie, an welcher rothe und gelbe Maiskolben aufgehangen waren, um zu trocknen und vollends auszureifen. Sie saß wieder in brütendem Sinnen, wie damals; die Näherei, die ihr im Schooße ruhte, war darüber vergessen; Alles war wie damals, nur schien das Sinnen noch düsterer, die Farbe des verschlossenen Angesichts noch bleicher zu sein.

Nach einiger Zeit öffnete sich geräuschlos die Thüre des zum Schlosse gehörigen Baumgartens, der sich bis tief an den Bergabhang hinzog, und zwei Männer traten heraus. Es war Afra's Vater mit einem hochgewachsenen hageren Manne in mißfärbig brauner Kutte, schlechten hölzernen Sandalen mit Lederriemen und einem weißlichen Knotenstricke um die Hüften. Das in einen Kranz um den Scheitel geschorene Haar war von röthlicher Farbe, die noch entschiedener und kräftiger in dem stattlichen Barte hervortrat, der lang und breit bis auf die Brust des Paters herabreichte. Beide traten behutsam auf, um von Afra nicht beachtet zu werden, aber sie hätten dessen nicht bedurft, denn sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um wahrzunehmen, was außer ihr vorging. „So ist sie die mehrste Zeit!“ flüsterte Schildhofer. „Sie thut ihre Arbeit und versieht das Haus: der ärgste Feind könnt' nichts aussetzen daran, aber sie thut Alles wie im Schlaf. Es ist kein Leben, kein Leid und keine Freud' in ihr — es kommt mir vor, als müßt' sie zuletzt gemüthskrank oder völlig irrsinnig werden, wenn es so fortgeht!“

„Es giebt allerdings Naturen,“ erwiderte der Pater leise, „die ganz in sich versinken und untergehen, und Afra hat das melancholische Temperament! Nun aber soll es ja mit Gottes Hilfe anders werden!“

„Ich hoff' es, Hochwürden Pater Guardian: wie Sie sagen, mit Gottes Hilfe, und ich setz' hinzu, mit der Ihrigen! Sie haben eine gesegnete Hand, und wenn mein Madel

wieder wird, was sie gewesen ist, und wieder Lust und Lieb' bekommt zum Leben, so hab' ich's keinem Menschen zu verdanken, als Ihnen!"

„Mach' kein Aufhebens davon!" sagte der Guardian weiter fortschreitend, indeß Schildhofer ihn eine Strecke begleitete.

„Es ist doch nit anders!" rief dieser. „Hochwürden haben mir die Augen geöffnet: Sie haben mir gezeigt, daß ich voreilig gewesen bin und ganz darauf vergessen hab', daß der Schein betrügt. Ich weiß jetzt, wie es mit dem Franz steht, ich kann also ruhig sein in meinem Gewissen und kann mein Kind glücklich machen ... Ach, Hochwürden ... es ist mir so viel durch den Kopf 'gangen in der letzten Zeit ... ich hab' so viel Herzleid anschauen müssen, daheim und ... anderswo und hab' das Maul dazu halten und mein Herz zwingen müssen ... ich hab' ordentlich ein Verlangen darnach, Jemand wieder einmal eine Freud' zu machen, und wenn's auch nit meine eigene Tochter wär ..."

„Freude machen ist die größte Freude," antwortete der Mönch, „und die Freude ist für uns schwache Menschen so nothwendig, wie der Sonnenschein oder das Wasser für die Pflanzen und Kräuter: ich seh's im Klostergarten. Wenn ein Gewächs übersehen wird beim Gießen, oder es steht an einem zu schattigen Plätzel, so läßt es erst die Blätter hängen, verliert die Farb' und wird zuletzt starr und steif, und Du kannst es jetzt gießen oder in die Sonn' stellen, so viel Du willst, es kann nichts mehr annehmen davon. So ist für des Menschen Gemüth die Freud'; ohne sie wirds auch starr und stockig mit der Zeit; es verlernt ganz, sich zu freuen, und dann ist es so gut wie todt. Darum bei Zeiten und zur rechten Zeit Licht und Wasser, da kommt das Gedeihen von selber! — Das arme Mädel hängt auch schon die Blätter und hat die Farb' verloren,

aber es hat noch Kraft und Leben und kann wieder frisch aufstehen und weiter wachsen und zur Blüthe ansetzen ..."

„Ich will gleich hin und will mit ihr reden!" entgegnete der Bauer ebenfalls nach Afra zurückblickend. „Hab' erst gemeint, ich wollt' den Franz selber zu ihr schicken — aber ich kann mir die Freud' nit nehmen lassen. Als der Vater hab' ich doch das erste Recht auf den ersten freudigen Blick . . . nit wahr?"

„Sicher; aber geh' nur, Schildhofer, weiter sollst Du mich nicht begleiten; laß das arme durstige Pflanzel nicht länger schmachten — Du kommst wohl einmal zu mir und erzählst mir, wie es gegangen ist . . ."

„So sag' ich halt behüt' Gott, Hochwürden, und nochmals Dank dafür, daß Sie sich um die Sach' angenommen und selber bis zu mir bemüht haben. Vergelt's Gott tausendmal!" Damit küßte er die Hand des Guardians und schritt bedächtig nach dem Hause zurück.

Leise und unbeachtet trat er von der Seite zu Afra heran und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Afra . . ." sagte er mit weichem, gütigem Tone. Sie blickte zu ihm empor: daß Auge war klar und verständig, aber es war kein Leben, kein Glanz in demselben. „Du bist es, Vater?" sagte sie gelassen. „Willst Du 'was? Schaff' nur an — ich will's gleich thun . . ."

„Afra," sagte er wieder, „ich hab' zu reden mit Dir. Rück' ein bissel zu und laß mich neben Dir sitzen." Er that es und fuhr fort: „Ich möcht', daß Du mir auf eine Frag' antwort'st, aber aufrichtig und ehrlich . . ."

„Frag' nur, Vater," sagte Afra, „ich will Dir die Wahrheit sagen, wie allemal."

„So sag' mir — an was hast Du jetzt in dem Augenblicke, wie ich zu Dir hergetreten bin, gedacht?"

Afra zuckte zusammen, und ein schwacher Anflug von Röthe leuchtete über ihre Wangen. „Nun?" rief Schild-

hofer, als sie schwieg. „Warum red'st Du nit? Unrechtes wird es wohl nit gewesen sein, was Du gedacht hast: also hab' keine Scheu vor Deinem Vater und red'!"

„Unrechtes ist's gewiß nit — ich bin nur verhofft!" entgegnete Afra. „Denken ist gar leicht, aber sagen ist manchmal schwer. Ich hab' mir gedacht . . . Es ist heut' ein Landsmann vorüber mit der Limoni-Kraxen, der hat ein bissel angehalten und hat erzählt, der Rosner Wildsee im Oetzthal ist ausgebrochen und hat die Wiesen verschüttet und die Weg' und hat Alles weggerissen und mitgenommen, was im Weg' gestanden ist, Brücken und Häuser und Mühlen und Alles, was darin war. Auch ein paar Kindeln hat's mit fortgerissen, die sind allein in der Wiegen gelegen, weil Alles fort war zu der Arbeit, und weil Niemand mehr hineingekonnt hat in das wüthige Wasser, um ihnen zu helfen . . . Sind also die armen unschuldigen Kindeln erbärmlich zu Grund 'gangen, und hat man sie noch wie lang' schreien hören in der Wiegen . . . Da hab' ich mir so meine Gedanken gemacht, wie es wohl sein mag mit der Vorsehung Gottes, und wie er so 'was zulassen kann in seiner Gerechtigkeit!"

Der Alte sah sie mit einem bekümmerten Seitenblicke an und rief: „Das ist eine unnütze Grübelei, Afra, und eine verwegene dazu! Unser heiliger Glauben sagt uns, daß der Herrgott gut und gerecht ist, und daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt. Das ist Trost genug, und man muß nit grübeln und wissen wollen, was doch über den Menschenverstand hinausgeht. Unser Herrgott weiß gewiß recht gut, warum er ein Unglück schickt, und wann und wem — und dann — ich hab' wohl schon klagen hören über das unverschuld'te Unglück . . . aber wenn's Glück kommt, fallt's keinem Menschen ein, zu fragen, ob er's auch verdient hat . . ."

Afra lächelte schwach. „Ja wohl — wenn das Glück

kommt!" rief sie mit einem Seufzer, den ihr nur halb zu unterdrücken gelang.

„Du red'st und schaust d'rein," fuhr der Vater fort, „als wenn Du sagen wollt'st, das Glück könnt' gar nimmer kommen zu Dir, und wer weiß, ob's nit schon vor der Thür' steht und den Finger aufhebt zum Anklopfen! — Ich will Dir 'was erzählen, weil Du doch so ungläubig d'rein schaust . . . der Franz ist wieder da!"

Das Mädchen schlug die Augen auf und blickte den Alten wie verwundert an. „Wieder da?" sagte sie. „Ich hab' nit gewußt, daß er wieder fort gewesen ist seit dem letztenmal . . ."

„Ich weiß das, denn Du bist eine gehorsame Tochter. Aber der Franz war fort, ich glaube draußen im Baierischen, wo er daheim ist . . . er hat einen Auftrag gehabt von der Excellenz. Jetzt ist er wieder da und wird für immer in Innsbruck bleiben und eine Buchdruckerei einrichten . . ."

„Das freut mich," sagte Afra, indem sie mit der Hand über Stirne und Augen fuhr, „ich wünsch' ihm alles erdenkliche Glück dazu!"

„Das ist aber noch nit Alles, Afra. In ein richtiges Geschäft gehört auch eine Frau. Der Franz will also heirathen, und weil er doch einmal meint, er könnt' mit keiner Andern glücklich werden, — so will er Dich heirathen, Afra — und ich . . . ich geb' meinen Segen dazu und meine Einwilligung!"

„Vater . . ." schrie Afra auf, sah ihn mit weitgeöffneten Augen an, in denen ein Abglanz früheren Feuers aufleuchtete, und wollte sich vom Sitze erheben. Sie vermochte es nicht vor Zittern und sank an die Wand zurück. „Das ist hart, Vater!" sagte sie schwach, „das hab' ich nit verdient, daß Du mir einen solchen Spott anthust!"

„Ich thu' Dir nichts an — es ist die völlige Wahrheit! Wenn Du willst, brauchst nur ja zu sagen, und in vier Wochen seid Ihr Mann und Frau . . ."

Afra zitterte noch heftiger; sie drückte beide Hände vor den fast das Mieder sprengenden Busen und stammelte nach Athem ringend und wie verwirrt: „Wahr, Vater? Es wäre wahr... Wär's doch noch möglich..." Sie konnte nicht weiter sprechen, ein unwiderstehlich losbrechender Thränenstrom hinderte sie daran, und laut schluchzend sank sie an Brust und Schulter des Alten. Dieser zog sie gerührt an sich, blickte mit feuchten Augen auf sie herab und sagte: „Ja, Gott sei ewig Dank . . . es ist möglich 'worden!"

„Aber wie," sagte sie unter fortwährendem Weinen, „wie ist's möglich 'worden? Was ist denn geschehen?"

„Das erzähl' ich Dir ein andermal: für heut' sei zufrieden, wenn ich Dir sag', daß es so ist, und daß ich dem Franz Unrecht gethan hab'!"

Ein schwaches Lächeln des Glücks spielte um die Lippen des Mädchens. „Ich hab's ja immer gesagt!" flüsterte sie — im Augenblicke aber riß sie sich von dem Alten los, fuhr sich wie entsetzt an die Stirne und rief; „O Du lieber Gott — wie hab' ich auf das vergessen können . . .!"

„Was meinst? Was hast vergessen?" fragte der Alte besorgt, indeß sie die Hände gefaltet in den Schooß sinken ließ und vor sich niederstarrend leise jammernd fortfuhr: „Oh . . . ich hätt' es ja voraus wissen können, daß es nit sein kann . . . das Glück wär' einmal zu groß gewesen . . ."

„Aber so red' nur! So sag' doch nur, warum soll es denn nit sein können?"

„Es ist zu spät, Vater — denkst nit daran, daß ich

mich verlobt hab' und will ledig bleiben als ein ehrbare christliche Jungfrau?"

Schildhofer sprang unwillig auf. „Mach mich nit harb mit solchem Gered'!" rief er. „Ich muß mich völlig zusammennehmen, daß ich hinunterschluck', was mir dabei auf die Zung' kommt. Du bist ja noch keine Klosterfrau, also wird's für Deine Verlobniß wohl eine Abhilf' geben und eine geistliche Lossprechung!"

Afra schüttelte traurig den Kopf und seufzte: „Ich hab's heilig versprochen vor mir selber — wer kann mir das abnehmen, was ich versprochen hab!?"

„Doch wohl Der, dem Du's versprochen hast, sollt' ich meinen!"

„Dann müßt' ich's hören und spüren, inwendig in mir selber, daß er mich frei geben will — aber ich hör' nichts Anderes, als daß ich Wort halten muß!"

„Das ist keine Frömmigkeit," eiferte der Bauer, „das ist unchristliche Verstocktheit, wegen der ich kein Wort weiter verliere und mich nit erzürnen will! Aber Du wirst Dich wohl besinnen, denk' ich — d'rum will ich jemand Andern über Dich schicken, der das Zureden vielleicht besser versteht, als ich!"

„Vater," rief Afra ängstlich, „thu' das nit! Du machst mir das Herz noch schwerer, und ich kann doch nit anders!"

„Nein — es bleibt dabei. Wenn es Dir Ernst ist mit Deiner Verlobniß, was fürchtest Dich dann vor dem Zureden?"

„Ich fürcht' mich nit, Vater ... aber ich möcht' ihm das Herzleid ersparen — und auch mir selber ..."

„Und wer denkt daran, mir ein Herzleid zu ersparen?" rief Schildhofer bitter. „Es bleibt dabei — da kommt Franz eben aus dem Büchsenhaus! Er hat mein Wort und soll mich nit für ein Windfahn'l halten, das sich all'

Bot' anders dreht . . . Komm' herein in's Haus, ich will der Sach' ein End' machen! . . ."

Er stand auf, indem er zugleich Franz herbeirief, der vom Schlosse hergeschritten kam in sichtlich freudiger Stimmung und in stattlichem Feiertagsgewande. Er hatte Alles abgelegt, was an den ehemaligen Soldaten erinnern konnte, und sah in der schlichten kleidsamen Bürgertracht recht ansehnlich aus. Er grüßte Vater und Tochter und folgte ihnen schweigend und beklommen die Treppe hinauf in die Wohnstube, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß aus Afra's bleichem Angesichte nicht die Erregung der Freude sprach.

„Franz," sagte Schildhofer, als sie in der Stube angelangt waren, „ich habe mein Unrecht gut gemacht und führe Dich selber in mein Haus. Ich sag' Dir's noch einmal, daß ich Dich gern annehme zum Schwiegersohn: schau' nun, wie Du mit Afra in's Reine kommst. Die Neuigkeit ist ihr etwas stark unvermuthet kommen, sprecht Euch aus mit einander, und unser lieber Herrgott geb' seinen Segen zu Eurem Bündniß, so wahrhaftig und warm ich Euch den meinigen gebe!"

Er ging und eilte bald aus dem Hause, der Stadt und der Innbrücke zu.

In der Stube waltete einen Augenblick tiefes Schweigen. Afra saß am Tische, hatte das Gesicht auf die Arme gelegt und verrieth nur durch das zeitweise Erbeben des Körpers, in welcher Bewegung sie sich befand. Franz betrachtete sie einen Augenblick schweigend; er war etwas außer Fassung gerathen über den befremdlichen Empfang. Dann trat er hinzu, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte zärtlich: „Afra — drei lange schwere Jahre bin ich von Dir getrennt gewesen . . . ist das mein ganzer Willkomm beim Wiedersehen?"

Sie antwortete nicht, aber sie schluchzte hörbar.

„Das ist bitter," fuhr er fort, „aber es muß wohl so der Welt Lauf sein! Da stellt man sich vor und malt sich's aus, wie's wohl sein würde, wenn dies oder das geschähe, und wenn es geschieht, ist es so ganz anders, daß man seine Vorstellung daran nicht wieder erkennt! Wie oft, wenn ich Posten gestanden bin, oder bin am Beiwachtfeuer gelegen oder im Spital auf dem Schmerzensbett, wie oft hab' ich mir da eingebildet, wie es wohl sein würde, wenn es mir gelänge, alle Hindernisse wegzuschaffen! Wenn Dein Vater seine Einwilligung gäbe und nichts mehr zwischen uns liegen sollte, nichts auf der weiten Gotteswelt — wie ich Dir da in die lieben, guten Augen schauen, Dich an's Herz drücken und nimmer, nimmer loslassen wollt' . . . Jetzt ist das Alles, Alles geschehen — aber ich sehe Deine Augen nicht, und Du bist mir so fremd und fern, als wenn die ganze weite Welt Gottes zweifach zwischen uns läge . . ."

Er hielt einen Augenblick inne; Afra schwieg noch immer, sie vermochte nicht anders vor Thränen.

„Du sagst gar nichts?" begann er dann schmerzlich wieder. „Nun — keine Antwort ist auch eine, wenn auch eine, die ich nicht erwartet hab . . . es steht etwas zwischen mir und Dir . . . Du hast mich wohl vergessen! — Behüt' Dich Gott!"

Er wendete sich und wollte einen Schritt gegen die Thüre machen, aber er konnte nicht; Afra war empor gesprungen und hing an seinem Halse, mit beiden Armen wie krampfhaft sich um seinen Nacken klammernd und ihr thränenüberströmtes Antlitz fest an seiner Brust verbergend. „Franz . . . Franz . . ." schluchzte sie, „Du solltest nit so reden . . .. ich weiß ja nit, wie ich leben soll ohne Dich . . ."

Ueberrascht und gerührt hielt Franz die Weinende umschlossen; er fand selbst kein Wort der Erwiderung und

bedeckte mit stummen Küssen Stirne und Haar der nicht Widerstrebenden. „Warum dann diese Zurückhaltung, als wenn ich Dir fremd und wohl gar zuwider wäre? Warum nur Thränen und Seufzer und nicht das kleinste Zeichen der Freude?"

„Ach, mein Herz ist ja so getheilt in Freude und Jammer — sie gehen darin durch einander wie die Wellen im Wasser, man weiß nicht, welche die Oberhand hat. Wie kann die Freud' in die Höh' kommen, wenn ich doch weiß, daß ich Dich lassen muß. — Vergiss'st Du auch d'rauf, wie der Vater, daß ich mich verlobt hab' ledig zu bleiben . . ."

„Ich hab' es nicht vergessen — aber ich glaub', es kann Dir nicht Ernst sein mit der Einwendung! Sag' Du nur ja, Afra, und ich bring' Dir die Dispens, und wenn ich barfuß zum heiligen Vater nach Rom laufen müßt' . . ."

„Sag' mir nur zuerst," fragte sie, ohne die Stellung zu verändern, in sichtbarer Beklommenheit, „wie Du's gemachst hast, den Vater zur Einwilligung zu bringen . . ."

„Das weißt Du nicht? Er hat nie etwas gegen mich gehabt, als die Meinung, daß ich meinen Glauben abgeschworen hätte . . ."

„Und Du hast das nicht gethan? Es ist nicht wahr?" fragte Afra, indem sie sich emporrichtete und Franz mit einem Blicke betrachtete, in welchem Scheu und Besorgniß mit einander kämpften.

„Ich will es Dir ein andermal ausführlich erzählen, wie mein Schutzengel mich davor bewahrt hat! Sag' mir lieber Du, wie Du Dich wegen des Gelübdes so ängstigen kannst! Glaubst Du nicht, daß es eine Lossprechung dafür giebt?"

Afra drückte beide Hände an die Stirne, als ob sie dort Schmerz empfände. „Ich weiß selber nicht mehr,"

sagte sie dumpf, „was ich glaub' und was ich will . . . es wird mir oft ganz wirr im Kopf . . . Du mußt Geduld haben mit mir, Franz; vielleicht wird mir doch wieder anders . . ."

„Und hast Du mich noch lieb, Afra?" fragte er zärtlich und zog sie an sich.

„Ueber Alles!" flüsterte sie und wehrte dem innigen Kusse nicht, den er auf ihre Lippen drückte.

„So gieb mir Dein Jawort . . ." fuhr er fort; sie aber drängte ihn im Augenblicke von sich und rief: „Verlang' das nit, Franz! Ich kann nit! Wie könntest Du meinem Wort glauben, wenn ich, indem ich Dir's gebe, mein gegebenes Wort brechen müßt'?"

Sie eilte von ihm weg und nahm wieder am Tische Platz, indem sie die Ellbogen aufstützte und die Hände vor's Gesicht schlug. Franz folgte ihr mit dem Ausdrucke der Besorgniß. „Du ängstigst mich, Afra," sagte er, „Du quälst Dich selbst und wirst krank werden . . ."

„Das fürcht' ich manchmal selber!" sagte sie und sah ihm mit einem Blicke des tiefsten Leidens in's Auge. „Du glaubst es nit, Franz, was ich in der langen Zeit Alles inwendig in mir verarbeitet hab' und hinuntergedrückt . . ."

„Ich glaub' es Dir," erwiderte er bekümmert, „aber jetzt sind wir ja beisammen! Jetzt kannst Du Dein Herz ausschütten! Thu's, daß Dir leichter wird . . . es ist mir ohnehin, als wenn Du mir noch nicht Alles gesagt hättest, als wenn Du mir etwas verbergen wolltest . . ."

Er wollte sich neben sie setzen, aber sie sprang auf und eilte in ängstlicher Hast von ihm weg. „Nein, nein," rief sie, „ich hab' nichts zu verbergen . . . frag' mich nit so, Franz . . . hab' Geduld, hab' Mitleid mit mir!"

„Das hab' ich ja!" entgegnete er sanft, indem er wieder zu ihr trat, sie mit zärtlicher Gewalt um die Hüften faßte und an sich zog. „Ich will Dir ja helfen, will

Dir das Herz leichter machen — also hab' Vertrauen zu mir, wie sonst, und sag' mir . . ."

Sie erwiderte nichts, aber sie strebte mit solcher Entschiedenheit, sich los zu machen, daß er sie lassen mußte, wenn er nicht geradezu Gewalt anwenden wollte. Sie rang sich frei; während des Ringens fiel etwas hörbar zu Boden: Beide beachteten es nicht, denn Afra war mit einigen Schritten aus der Thüre, und Franz folgte ihr ebenso schnell.

„O weh," sagte er, indem er betroffen an der zuschlagenden Thüre stehen blieb, „da ist eine große Veränderung vorgegangen, und wie es mir vorkommen will, nicht zum Guten! Armer Vater — hast Dein Nest wie ein rechter Hacht gegen das unschuldige Schwarzblattel vertheidigt und hast doch den Feind übersehen, der sich hineingeschlichen hat . . . Ich muß Alles erfahren, ich muß wissen, wie ich daran bin! Sie wird wohl wiederkommen . . ."

Ungeduldig wartend schritt er die Stube auf und ab und blieb in der Nähe der Thüre stehen. Ein Plättchen Kupferblech an einem Stückchen Schnur lag am Boden. „Das muß es sein, was ich vorhin habe fallen hören," sagte er, dasselbe aufhebend, „es wird ein Amulet sein, das Afra gehört . . ." Jetzt besah er dasselbe, und das Wort erstarb ihm im Munde. „Herrgott," sagte er erbleichend, „wie kommt dies Zeichen hierher? An Afra's Hals? . . . Die abgerissene Schnur zeigt, daß sie es getragen hat! Ein kreuztragendes Lamm . . . Ich irre mich nicht . . . es ist das Zeichen der heimlichen Protestanten im Land . . . Herrgott, da geht mir ein trauriges Licht auf . . ."

Er eilte zur Thüre hinaus und suchte im ganzen Hause, ob er Afra nicht entdecke: sie war nirgends zu finden. Er besann sich eine Weile, dann steckte er das Zeichen ein

und schritt die Treppe hinab. „Es ist besser, wenn ich gehe," sagte er, „sie wird ruhiger werden, bis ich wiederkomme — dann soll Alles klar und rein werden zwischen uns!"

Als er durch die Hausflur schritt, drangen ihm aus der Stube des alten blinden Bergmanns tiefe Geigentöne entgegen. Er achtete nicht darauf und verließ das Haus. Wäre er näher getreten und hätte durch die verschlossene Thüre zu blicken vermocht, so hätte er Afra gesehen, zu den Füßen des blinden Greises am Boden hingestreckt, von krampfhaftem Schluchzen und Weinen zusammenzuckend. Ueber ihr hielt der Alte seine Viola, sah mit den erloschenen Augen gespenstig vor sich hin, und wie Geistergesang ertönte die herzstärkende Weise des „Befiehl Du Deine Wege."

— — — Während dessen saß in dem herzoglichen Ansitze zum Büchsenhaus der Staatskanzler Biener in seinem Gemach am Arbeitstische und war ganz in das Lesen einer lateinischen Handschrift vertieft, deren Blätter vor ihm ausgebreitet lagen. Jetzt wandte er das letzte Blatt um, las es zu Ende und rief, die Papiere zusammenfaltend, aus: „So ist es also gewiß! Unumstößlich gewiß — ich halte den greifbaren Beweis in Händen — Vollmar ist ein Verräther an Kaiser und Reich, ein Verräther am Hause Oesterreich, das ihn verblendet für seinen treuesten Diener hält! . . . Es ist seine Handschrift: der einzige Mann, der es wagen konnte, sich mit mir zu messen, er ist machtlos in meiner Gewalt! Was beginn' ich nun mit dieser Schrift?" fuhr er aufstehend fort. „Soll ich ihn gleich entlarven? Soll ich der Herzogin gleich erzählen, wie es bei dem Falle von Breisach zugegangen? Soll ich sofort dem Kaiser die Pläne mittheilen, die der Kanzler von Vorderösterreich hier so beredsam entwickelt? — Soll ich damit zuwarten und das Geheimniß aufbewahren für

einen entscheidenden Augenblick, wo es mir vielleicht von Nutzen sein kann? . . . Wenn ich jetzt handle, ist und bleibt Breisach darum nicht minder verloren: ich fördere nichts damit, und es besteht keine Gefahr, die mich drängte, ihn unschädlich zu machen. Die Aussichten auf den Zusammentritt eines Friedenscongresses haben sich zerschlagen, — er wird in Bälde zurückkehren — ich werde Gelegenheit haben, ihn zu beobachten um aus der verborgenen Höhe meines Geheimnisses wie von einer Warte aus jede seiner Bewegungen zu überwachen . . . ich will warten! Ich verletze keine Pflicht, wenn ich das Geheimniß für mich bewahre . . . ich habe es nicht im Amte erfahren, es ist mein Eigenthum, mit dem ich verfahren kann, wie mir beliebt'! Ich habe allein ein Recht darauf! Ich will warten und nur sorgen, daß es unter allen Umständen nicht verloren gehen kann!"

Im Gemache auf- und abschreitend war er in den Erkerthurm getreten und blieb an dem breiten geöffneten Fenster stehen, durch welches der blaue Sonnenglast flimmerte und die bewegtere kühle Luft anmuthig fächelte. Der Kanzler blieb am Fenster stehen; sein Blick streifte die Baumkronen des Bergabhanges hinab über den Innstrom und blieb wie unwillkürlich an den Dächern und Thürmen der Burg und den sich daran reihenden Gärten hangen. Er irrte mit den Augen unter den Buchen des Gartens längs der Rennbahn, an der darüber emporragenden runden Kuppel des Pavillons vorüber, durch die blumenschimmernden abgezirkelten Gänge des Wurzgartens bis an das Fasanenhaus, das aus einer weiten, mauerumgebenen Wiesenfläche sich über anmuthiges Buschwerk emporhob. Mit einem Male wurde die Aufmerksamkeit des Schauenden durch den Glanz bunter Gewänder und den Schimmer von wehenden Schleiern gefesselt; eine prächtig gekleidete Gesellschaft von Herren und Damen kam vom Fasanenhause her und nahte sich der

gegen den Inn führenden Seite der Mauer. Ein stattliches Gitterthor mündete auf den gepflasterten Quai und von diesem stiegen breite bequeme Stufen bis an den Strom hinab, auf welchem ein mächtiges, langgedehntes Schiff seine hochbordigen Seiten schaukelte. In der Mitte desselben befand sich ein kleines zierliches Gebäude mit offenen Säulen, über welchen ein rothangestrichenes Kupferdach leuchtete, und weiß-rothe Wimpel und Flaggen flatterten. Die Gesellschaft bewegte sich dahin und stieg langsam die Stufen herab; das scharfe Auge des Kanzlers vermochte sehr wohl die hohe Frauengestalt zu unterscheiden, welche den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete, und welcher alle Emsigkeit und Bemühung derselben beim Herabsteigen und beim Betreten des Schiffes galten. Jetzt wurde das Schiff mit den langen Hakenstangen vom Ufer abgeschoben und glitt pfeilschnell auf den reißenden Wellen des Inns dahin. Gleichmäßig hoben und senkten sich die tropfenden und blitzenden Ruder; Töne beginnender Musik schwebten halbverweht herauf und mischten sich in den verhallenden Krach eines Falkonetschusses. Es war das Zeichen, welches der am Zeitpunkte der Fahrt wartenden und vorausgesandten Dienerschaft die Abfahrt der Fürstin verkündete.

Biener sah dem schnell dahinrauschenden Fahrzeuge nach; er war in brütendes Nachsinnen versunken. Es kam ihm vor, als ob der Rauch des Schusses, der hinter den Fahrenden weit zurückblieb und im Winde verflatterte, eine besondere Deutung für ihn habe. Es war ein Lieblingsvergnügen Claudia's, ihre Fasanen zu füttern und hie und da eine Wasserfahrt nach einem der innabwärts gelegenen Schlösser und Städte zu unternehmen. Wie oft hatte er die Fürstin dabei begleitet; wie oft sich daran erfreut, wie die Gold- und Silbervögel mit dem weißen und goldgrün glänzenden Gefieder ihre schöne Herrin zu kennen schienen und umdrängten und umflatterten! Wie manche kostbare

Stunde hatte er bei diesen Wasserfahrten verlebt, im beziehungs- und inhaltreichen Gespräche mit Claudia, unter den Baumwipfeln eines Bergabhangs, unter denen eine jagdartige Tafel bereitet war, oder unter einem luftigen Zelte, das man an einer schönen Strombucht auf dem Wiesenplane oder auf weißem Kiesgrunde aufgeschlagen hatte. Wie kurze Zeit lag dazwischen, und nun geschah Alles das, wie es früher geschehen war; nur ihn hatte der Strom seitwärts an's Ufer geschleudert und aus dem bevorzugten Theilnehmer einen entfremdeten Zuschauer gemacht. Er war entbehrlich geworden — man dachte vielleicht gar nicht mehr an ihn! Heiß drang es ihm bei diesen Vorstellungen und Bildern zu Kopf und Herzen. „Es will mich gemahnen," rief er vor sich hin, während in der Ferne die Schiffswimpel hinter einer Bergecke verschwanden, „als wäre meine Bahn zu Ende . . . was ich noch zu thun habe, muß bald geschehen: ich werde nicht mehr viel Zeit haben, zu warten . . . Und warum?" fuhr er erregter fort. „Warum sollt' ich schon zu Ende sein? Ich will nicht so glänzend begonnen haben wie ein Gestirn, um wie eine Sternschnuppe zu enden — ich will es nicht wegen dieses Gewebes von Bosheit und Albernheit, worein meine Feinde die Fürstin zu verstricken suchen! Solche Spinnfäden mögen dem Mückenvolke gefährlich werden: für die Schwingen des freien Vogels sind sie gar nicht vorhanden. Ich durchreiße sie — auch Claudia wird sie durchreißen — ich vertraue darauf!"

Er war an den Schreibtisch getreten und hatte ein unter andere Papier bei Seite geschobenes Heft hervorgezogen; es war die zur Abgabe seiner Verantwortung ihm mitgetheilte Anklageschrift. „Ich muß nur trachten, das widrige Geschäft rasch zum Schlusse zu bringen — ich will fortfahren, mich gegen dies Geschreibsel zu vertheidigen!"

Er setzte sich, las einige Zeit und machte sich verschie-

dene Notizen: bald aber warf er das Heft auf den Tisch und sprang unmuthig auf. „Es geht nicht!" rief er. „Es widert mich an, mich gegen dieses Geträtsch ohnmächtiger Schwäche, gegen diese Lufthiebe dummer Bosheit ernsthaft zu vertheidigen! Soll ich mir die Buben, die mich mit Nadelstichen verfolgen, mit Schild und Speer vom Halse schaffen? –– Dafür sind Birkenreiser gewachsen!"

Eine ungemein bittere Empfindung stieg in ihm auf. Wie war es möglich, daß die Herzogin einer so nichtigen Anklage stattgeben konnte, nachdem sie noch wenige Tage, ja wenige Stunden zuvor ihm ihr Vertrauen so entschieden bewiesen und ausgesprochen hatte! Wenn sie die Anklage nur flüchtig überblickte, mußte sie darin das Werk des Hasses und neidischer Lüge erkennen — also hatte sie entweder die Anklageschrift gar nicht gelesen, oder sie war gereizt und erbittert gegen ihn. Das Eine schien ihm so schwer begreiflich und glaubbar als das Andere. Bei ihrer sonstigen Besonnenheit in Sachen der Regierung konnte er nicht glauben, daß sie einer Untersuchung gegen ihren ersten und vertrautesten Diener anders als nach reiflicher Ueberlegung stattgegeben haben sollte, und wenn es in Folge augenblicklicher Aufwallung dennoch geschehen, was konnte eine solche Aufwallung veranlaßt haben? Alle Selbstquälereien wechselnder Einbildung und Enttäuschung bewegten sein Gemüth, wie sie in der Seele eines reifen Mannes hausen, dessen Ehrgeiz seine Liebe, und dessen Liebe sein Ehrgeiz ist. Ob Claudia seine Entfernung gleich ihm empfand? Ob sie ihn, nicht blos in den Geschäften, sondern im persönlichen Umgange mißte? Ob ihre Gedanken bei der Wasserfahrt den seinigen auf halbem Wege begegnend entgegen kamen? Wie ein düsteres Gewölk senkte sich die Erwägung auf ihn herab, daß bereits mehr als zwei Wochen vorübergegangen waren, seit er, von der Burg und vom Hofe entfernt, in der Einsamkeit seines

Landaufenthalts lebte, und noch war keine Frage, keine Erkundigung um ihn geschehen — keiner seiner Freunde war ihn zu besuchen gekommen: er war wie ein Verschollener, wie ein völlig Gefallener, dessen Gunst nicht mehr gesucht, dessen Unwillen nicht mehr gefürchtet zu werden schien. Dann brach mit einem Male wieder die Sonne durch das Gewölk, und vor ihm stand das Bild seiner letzten Unterredung mit Claudia. Er sah den aus ihrem Auge hervorbrechenden Strahl, er hörte den bewegten, zitternden Ton ihrer Stimme, und er konnte nicht zweifeln, daß sie sein Gefühl errathen hatte, daß sie dasselbe sogar theilte — die entzückende Gewißheit der Erwiderung erhob ihn und erfüllte ihn mit siegender Zuversicht.

Er stand wieder am Thurmfenster und sah in die Landschaft hinaus, über welche bereits der Abend seine wärmeren Lichter auszustreuen begann.

Wenn es aber so war, wenn diese Zuversicht ihn nicht täuschte, wohin sollte sie führen? Was konnte die Entwicklung des geheimnißvollen Knotens sein, der sich so verheißend zu schürzen begonnen? „Besinne dich," sagte er zu sich selbst, „ehe du weiter schreitest — die Rückkehr könnte unmöglich sein! Ein einziger schmaler Pfad führt zu der höchsten, in undurchdringliche Wolken gehüllten Spitze — nur Der kann ihn beschreiten, wer völlig schwindelfrei in die Abgründe blickt, die zu beiden Seiten abstürzen . . ."

Ein Sonnenstrahl traf in die Fenster eines stromabwärts gegenüber liegenden Schlosses, daß sie zu glühen und zu leuchten begannen.

„Ist das eine Antwort," rief Biener erregt, „daß Ihr mir gerade in diesem Augenblicke so entgegenflammt, Ihr Zinnen und Mauern von Amras? Wollt Ihr mich mahnen, daß Ihr die Liebesheimath von Ferdinand und Philippinnen gewesen? Wenn sich ein Erzherzog und Herr=

scher dieses Landes die Welserin holen durfte, was sollte hindern, daß sich dasselbe Schauspiel in Euch erneut? Warum soll das Weib dem Manne ihrer Liebe nicht gehören dürfen — warum soll ich nicht ganz mein nennen, was ich mir durch mich selbst errang, was doch mir gehört im tiefsten Wesen? Ist Claudia darum minder Weib, weil sie eine Fürstin ist — bin ich minder Mann, weil ich nicht den Hermelin um die Schultern trage?"

„Ich will es erreichen!" rief er und streckte wie gebietend die Hand über das Land hin. „Freilich — das Kaiserhaus wird zürnen — sie werden toben und knirschen, die Adelsgeschlechter des Landes, aber der Kampf sei gewagt! Ich will es erreichen — und ist es mir beschieden zu fallen, so will ich mindestens um eines großen Zweckes willen gefallen sein . . ."

Wie eine zustimmende Erwiderung erscholl in seine Worte von der Stadt herauf das feierliche Geläute der Pfarrkirche von St. Jakob, den Beginn einer abendlichen Andachtfeier verkündend. Hoch aufgerichtet horchte er den mächtigen Tönen, die ihm wie grüßende Stimmen der Zukunft erschienen — aber bald ließ die Spannung seines Gemüthes nach, und die Welle, die ihn erst so hoch emporgetragen, stürzte ihn von ihrem Gipfel eben so tief hinunter. Das Geläute, das zuvor so festlich geklungen hatte, schien sich zu verändern; die ermunternden Töne wurden mahnend und warnend, und jeder Schlag traf ihn dröhnend und erschütternd in die Seele.

Draußen brannte das Innthal im Wiederscheine eines glorienvollen Sonnenuntergangs.

„Wenn ich falle," begann der Kanzler verdüstert, „wird es ein Sturz sein, blitzartig und grell . . . kein so langsames strahlendes Hinuntergehen, wie das dieser Sonne, die noch einmal aufleuchtet beim Ueberblicke all' des Segens, den sie geschaffen! . . . Ich habe oft ge-

träumt, auch so hinuntergehen zu können am Abend meines Tages! — Könnte ich es nicht mehr? Und ist es wirklich ein großer Zweck, um den ich dies Können dahingebe? . . . Ich habe mich aus der großen Menge hervorgearbeitet, weil ich die Kraft in mir fühlte, Segen zu schaffen, und den Willen dazu; weil die Welt und die Menschheit mein erster Gedanke war, und ich selbst mein letzter . . . Soll ich zurücksinken unter die eigensüchtige Menge? Ist es nicht blos mein eigenes Ich, mein persönliches Glück, das ich zu erreichen strebe? . . . Nein, es ist nicht! Vom höchsten Platze aus wird es mir erst möglich sein, nach allen Seiten Glück zu verbreiten, — das Glück, das ich für mich selber erreiche, soll nur der Lohn meines Strebens, der Wiederhall dessen sein, was durch mich entsteht! . . ."

Wiederholtes Pochen an der Thüre unterbrach Biener in seinem träumerischen Selbstgespräche; er öffnete und trat mit offenbarer Ueberraschung einen Schritt zurück. „Was seh' ich?" rief er. „Sie bemühen sich zu mir, Hochwürdigster? Das ist in der That liebenswürdig, daß Sie in der Einsamkeit meiner Verbannung mich wenigstens den geistlichen Trost nicht entbehren lassen!"

„Ich komme nicht deshalb," sagte der Eintretende, indem er sich in dem vom Kanzler angebotenen Lehnstuhl behaglich niederließ und mit zitternden Händen ein kleines schwarzes Käppchen auf den vom Alter vorgebeugten, kahlen Scheitel stülpte. „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich mich in Ihrer Gegenwart bedecke, mein Kopf ist sehr alt und empfindlich geworden. Das ist erblich in der Familie der Malaspina: mein Vater und Großvater haben daran gelitten . . ."

„Ueben Sie nach Gefallen Ihre Bequemlichkeit," entgegnete Biener, dem Pater gegenüber sich niederlassend,

„aber lassen Sie mich erfahren, was Ihrer Durchlaucht vertrauten Freund und Gewissensrath zu mir führt . . .?"

„Ich komme blos, Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft zu geben!" sagte Malaspina, indem er seiner Gewohnheit nach mit dem Brillantkreuze spielte, das an einem schwarzen Bande auf seine Brust herabhing. „Der Abend ist so einladend, daß ich mich in der Sänfte heraustragen ließ . . . Sie sollen mich nicht mit Denen verwechseln, die es an der gebührenden Aufmerksamkeit fehlen lassen, weil . . ."

„Weil sie mich für einen völlig gestürzten, verlorenen Mann halten?" rief Biener, da der Pater etwas zögerte. „Triumphiren sie schon? Haben sie den Muth, auf dem todten Löwen herum zu trampeln? Fürchten sie nicht, der Löwe könne nicht todt sein, sondern nur schlafen und einmal aufwachen, um die zürnenden Mähnen zu schütteln?"

„Sie kennen die Menschen, Excellenz," sagte Malaspina, „und wissen, was man von ihnen zu halten hat. Uebrigens bin ich sehr erfreut, Sie so munter und aufgeräumt zu finden!"

„Erinnern Sie sich an das Horazische: aequam memento rebus in arduis servare mentem? Ich mache den Versuch, den Spruch praktisch auszuführen. Warum sollte ich auch nicht aufgeräumt sein? Ich habe, was sich die Weisen von jeher als das höchste Gut gewünscht haben ... Ruhe und Muße, und damit es dem süßen otium an nichts gebreche, haben Ihro Durchlaucht gütigst sogar für angenehme Beschäftigung gesorgt . . ."

Er deutete auf die auf dem Schreibtische liegende Anklageschrift; der Pater verstand den Wink, ohne auch nur einen Blick darnach zu richten. Er spielte mit seinem Kreuze fort und sagte unbefangen: „Man erwartet und hofft, daß Excellenz diese unvermeidliche Beschäftigung sehr bald beenden und zu Ihren Geschäften zurückkehren werden . . ."

Biener durchzuckte eine freudige Regung; er glaubte, aus den Worten des Paters herauszuhören, was ihm schon bei seinem Eintreten emporgedämmert war — er kam im geheimen Auftrage Claudia's. Sie vermißte ihn also, sie bedurfte seiner. Er beherrschte jedoch die freudige Aufwallung vollständig und sagte gelassen: „Wirklich? Hofft man das? — Nun, unter uns, Hochwürdigster, ich hoffe es auch! Ich gedenke, diese — wie Sie sagen, unvermeidliche Beschäftigung noch heute zu Ende zu bringen. Hoffentlich wird die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen, und ich bin recht bald im Stande, all' meine Würden und Bürden Ihrer Durchlaucht zu Füßen zu legen."

„Eine solche Entschließung," sagte Malaspina überrascht, aben den Schein der Ueberraschung nach Kräften verbergend, „ein solcher Gedanke wird Excellenz wohl fern bleiben."

„Warum? Der Gedanke wäre in diesem Augenblicke schon zur That geworden, wenn ich nicht die Grille hätte, dieses Land und seine Dienste nicht wie ein gescholtener Knabe, sondern in vollen Ehren zu verlassen, wie ich sie einst betreten habe!"

„Und haben Excellenz auch bedacht, welche unausfüllbare Lücke dadurch entstehen müßte?" Der Pater gab sich dabei das Ansehen möglichster Unbefangenheit, aber dem Kanzler entging es nicht, daß er ihn dennoch mit einem lauernden Seitenblicke betrachtete.

„Unausfüllbar!" rief Biener, ohne darauf zu achten. „Wer das von sich sagen könnte! Wer klug ist, versöhnt sich bei Zeiten mit dem Gedanken, daß der Strom des Lebens über dem ersten Menschen seines Jahrhunderts so gleichgiltig zusammenschlägt, wie über dem unbedeutendsten . . ."

„Sie treiben die Bescheidenheit in der That so weit, daß man Mühe hat, ihr zu folgen! Wie verwundert wür-

den gewisse Leute sein, welche von Ihrem Ehrgeize ganz andere Dinge erwarten oder besorgen — wie würden sie staunen, wenn sie mit mir solche Worte aus Ihrem Munde vernähmen! Wie würde vor Allem Ihre Durchlaucht schmerzlich befremdet sein, welche sich wohl mit ganz andern Ideen und Planen beschäftigt haben dürfte . . .“

„Meinen Sie?“

„Ich meine allerdings, daß Durchlaucht anstatt auf eine Trennung, vielmehr auf Mittel gedacht haben dürften, Excellenz noch fester an sich zu fesseln . . . Sollte, was einem blöden alten Manne zu beobachten gelang, Ihrem Scharfsinne entgangen sein?“

„Die Entschließungen Ihrer Durchlaucht,“ erwiderte Biener ausweichend, „sind und waren stets der erhabenen Frau würdig, welche die Zierde ihres Geschlechts und der Schmuck des Thrones ist — aber Herzogin Claudia von Medicis ist zugleich zu gerecht, um einem Anderen zu verwehren, was seine Ehre fordert!“

„Excellenz werden wenigstens dem Lande Ihren erprobten Rath nicht gerade in einer Zeit entziehen, wo es dessen am dringendsten bedarf . . .“

„Sie vergessen, Hochwürdigster, daß zwischen uns nicht von einem entzogenen Rathe die Rede sein kann, sondern nur von einem verschmähten! — Sie haben ohne Zweifel den demnächst beginnenden Landtag im Sinne, und den Widerstand, den man von Brixen und Trient fürchten zu müssen glaubt . . .“

„Glaubt, Excellenz? Nur glaubt? Ich sollte meinen, diese Furcht ist nur zu sehr begründet ... Sie wissen besser als ich, daß es sich diesmal um eine festgeschlossene und wohlgegliederte Partei handelt, an deren Spitze ein fester und kühner Charakter steht!“

„Meinen Sie Herrn Josua Perkhofer, den Brixener Weihbischof? Wenn Eigensinn für Festigkeit gilt, und

Trotz für Kühnheit, dann mag er allerdings ein Charakter heißen — er hat mit jenem Helden der Bibel nichts gemein, als den Namen, und wird kein Spinnrad zum Stillstande bringen, geschweige denn eine Sonne!"

Der Pater lächelte. „Ein treffendes Witzwort! Excellenz haben aber ein Recht dazu, denn Ihr Arm ist nicht minder gewandt und rasch, als die Zunge . . . Bei uns Andern ist die Besorgniß verzeihlich. Ich kann nur um so mehr bedauern, daß Sie so ernstlich entschlossen sind, uns Ihre Hülfe vermissen zu lassen. Ich habe nun kaum den Muth, Sie mit einer Angelegenheit zu behelligen, die Ihnen nun auch gänzlich fern liegen wird . . ."

„Lassen Sie mich immerhin davon hören!" sagte Biener verbindlich. „Sie haben mich als Freund besucht: vielleicht kann der Freund statt des gewesenen Kanzlers antworten . . ."

„Man ist nicht überall geneigt, Sie als gewesenen Kanzler zu betrachten: man hält es an gewissem Orte sehr wohl für möglich, Sie wieder im Amte zu sehen, und es wäre daher von gewisser Seite erwünscht, Ihre Anschauung über eine Angelegenheit zu kennen, die bald zur Entscheidung kommen muß . . ."

„Sie machen mich neugierig. Und wo ist es, wo man meiner so günstig gedenkt?"

„Betrachten Sie meinen Habit und fragen Sie nicht. Wer ihn trägt, gehört in erster Reihe der ehrwürdigen Societät und erst in zweiter seinem Beruf oder Amte. Es ist mein heiliger Orden, von dem ich rede . . ."

„Und die Angelegenheit . . .?"

„Mit jedem Tage mehren sich die Anzeichen, daß die Pest der Ketzerei, die man für ausgerottet halten durfte, in diesen Bergen im Stillen noch fortwuchert und immer neue Opfer fordert. Es giebt eine Menge heimlicher Lutheraner im Lande; sie sollen ganze geheime Gemeinden

bilden und nächtliche verborgene Zusammenkünfte halten, bei denen sie predigen und ihren ketzerischen Gottesdienst halten . . ."

„Ich habe davon gehört."

„Es ist so weit, daß die heilige Kirche um der Einheit und Reinheit des Glaubens willen nicht länger ruhig bleiben kann. Sie muß einschreiten, um die Seelen der Abgefallenen wieder zu gewinnen, um die Irrenden vor dem Abfalle zu bewahren — es handelt sich nur darum, wie das am wirksamsten geschehen kann . . ."

„Und darüber wollen Sie meine Ansicht hören?"

„Allerdings; es würde dem Orden nicht schwer werden, die Maßregeln, die er für die rechten hält, sogleich durchzusetzen — aber was würde es helfen, wenn Excellenz nicht damit übereinstimmten und wieder ans Ruder kämen? Und wenn Sie übereinstimmen, woran der Orden bei einem so guten Katholiken nicht zweifelt . . . wäre es dann nicht besser, lieber gleich diesen Zeitpunkt abzuwarten?"

„Ganz wohl berechnet. Und wie — lassen Sie mich das zuerst wissen — wie stellt sich der Orden die nöthige Einschreitung vor?"

„Das Unwesen soll am ärgsten sein in Schwaz und im Zillerthal. Die vielen fremden Bergknappen bringen das Gift unter das Volk. D'rum, meint der Orden, wäre es am geeignetsten, dort ein Exempel zu statuiren: einen Prediger dahin abzuschicken, der das Bekehrungswerk übernimmt, und ihm des größern Nachdrucks wegen eine Abtheilung Soldaten beizugeben, die einen heilsamen Zwang und Schrecken ausüben . . ."

„Ich weiß genug, Hochwürdigster," rief Biener rasch, „und stehe keinen Augenblick an, meine Meinung abzugeben. Ich stimme ganz dem heiligen Orden bei — ich würde die Bekehrung morgen beginnen, aber der Nachdruck, der heilsame Zwang und Schrecken behagen mir nicht. Ich

weiche daher von der Absicht des Ordens nur in der Kleinigkeit ab, daß ich den Prediger allein abschicken und die Soldaten zu Hause lassen würde."

Der Pater sah Biener erstaunt an und ließ die spielende Hand von seinem Brillantkreuze sinken. „Wie?" sagte er. „Sie wollen nicht, daß die weltliche Gewalt die geistliche unterstütze? Ist das nicht Ihre Pflicht?"

„Ich sage nein!" entgegnete Biener fest. „Sie sind die Lehrer und Wächter des Wortes Gottes, der alleinigen und ewigen Lehre, die ich mit Ihnen glaube: Sie haben daher die Pflicht, sie auszubreiten, Sie sind schuldig, die Irrenden zu bekehren und zurückzuführen — aber was Sie den weltlichen Arm nennen, der Staat hat kein Recht dazu . . ."

„Meine alte Taubheit muß sich wieder rühren, daß ich nicht recht verstehe, was ich höre!" sagte der Pater kopfschüttelnd. „Kein Recht? Hat mir etwa nur geträumt, oder giebt es einen Grundsatz des Staatsrechtes, welcher lautet: cujus regio, ejus religio? Hat man nicht überall darnach verfahren, zumal in den österreichischen Landen?"

„Das Unrecht wird darum nicht zum Rechte, weil es ein Kaiser begeht!" rief Biener warm. „Seit ich ein Wort mitzureden hatte in dem Regimente von Tirol, ist es mir, Gott sei Dank, erspart worden, diese traurige Frage zu berathen oder zu entscheiden . . . es hat bis jetzt an einem Anlasse dazu gefehlt . . . Wenn ich aber jemals wieder mitzusprechen habe, und so lange ich es habe, so soll die Stunde meine letzte sein, in der ich die Anwendung dieses Grundsatzes dulde! Ueber den Glauben, wie über den Gedanken ist Niemand Herr, kann Niemand Herr sein — in dies Allerheiligste des Menschen reicht kein weltlicher Arm! Uebt Euer Amt, Ihr Herren, predigt, unterrichtet und überzeugt durch die Kraft und Gluth der Wahrheit, die in Wort und That unwiderstehlich ist — aber entheiligt

Euer Werk nicht durch Zwang! Das Lutherthum war es, das zuerst jenen abscheulichen Satz in's Leben rief — schämt Euch, die Waffen der Irrlehre zu benützen, die Ihr bekämpft . . ."

Der Pater hatte ganz vergessen, mit seinem Kreuze zu spielen; er rückte das Käppchen bedächtig hin und her und sah ernsthaft vor sich hin. „Alle dem gegenüber bin ich mit meiner Anfrage zu Ende und besinne mich eben, wie lang' ich Excellenz bereits lästig falle . . ." Er erhob sich, und Biener folgte seinem Beispiele. „Ich sage es Ihnen noch einmal," rief er, „folgen Sie mir, schicken Sie nur den Prediger ab und lassen die Soldaten zu Hause. Und auch als Prediger schicken Sie keinen von der bleichen, zelotischen Art, die mit einem verzückten Lächeln den Scheiterhaufen eines Ketzers anzündet . . . von der Art, wie jener junge Pater, der unlängst in der Burgkapelle gepredigt hat und sich so recht darin gefiel, die Qualen der Hölle so naturgetreu zu schildern, als wenn er sie mit Dante durchwandert hätte . . ."

„Der junge Pater Gravenegger? Ein vortrefflicher Theolog, ein künftiges Licht der Kirche! . . ."

„Aber ein Zelot — schicken Sie lieber einen milden, besonnenen Mann; einen Mann, wie man sich wohl die Apostel vorstellt, dem die Liebe warm und lebendig geworden ist im Herzen — einen Mann, etwa wie den würdigen Abt Conrad von den Prämonstratensern in Wilten — denn die Liebe ist ja doch das Hauptstück im Glauben . . ."

Malaspina war vor dem Kanzler stehen geblieben und sah ihn fest an: es war fast nichts mehr von der hinfälligen und gebeugten Haltung des Alters an ihm wahrzunehmen. „Daran wird man erkennen," sagte er bewegt, „daß Ihr meine Jünger seid, wenn Ihr einander liebet! — Ihre Hand, Kanzler Biener . . . Sie müssen es dem

Jesuiten und Beichtvater nicht wieder sagen . . . aber der alte Malaspina schüttelt Ihnen herzlich die Hand. Ueber den Glauben, wie über die Gedanken ist auch der geistliche Arm nicht Herr, so weit er auch reicht, und was er auch durch Ordensgelübde und geistlichen Gehorsam äußerlich aus dem Menschen machen kann! — Ich werde meinen Bericht einzurichten wissen und wünsche um der unglücklichen Verirrten willen, daß Sie die Regierung wieder übernehmen, und das lieber heute als morgen . . ."

Biener hatte die dargebotene Hand ergriffen und hielt sie fest. „Eine Entdeckung, wie die dieses Augenblicks, könnte mir beinahe Lust machen dazu . . . Sie haben sich nicht umsonst einen Freund genannt . . . der Jesuit soll nichts davon erfahren, was mir der Freund vertraut hat, — ich bin bereit, Ihnen ein Pfand dafür zu geben . . ."

„Sie machen mich begierig . . ."

„Es trifft sich eben gut, daß ich eines vertrauten Freundes bedarf. Ich bin auf eigenthümliche Art in den Besitz von Papieren gekommen, welche unter Umständen von hoher Bedeutung werden können. Der Zeitpunkt, um davon Gebrauch zu machen, ist noch nicht da — ich möchte daher die Papiere in die Hand eines Dritten legen, damit sie, was mir auch begegnen möge, sicher sind, im rechten Augenblicke an's Licht zu kommen. Wenn ich Ihnen die Papiere übergebe, wollen Sie dieselben aufbewahren und nur mir selbst wieder zurückstellen? Wenn ich rasch von hinnen müßte, geben Sie selbe an Herzogin Claudia, und ist auch diese nicht mehr unter den Lebenden, dann lesen Sie die Papiere selbst und prüfen, ob sie dem dann regierenden Herrn zu überreichen oder zu vernichten sind. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Sie vergessen den bei meinem Alter möglichen Fall . . . wenn ich selbst sterbe?"

„Das fürchte ich nicht! Ich versiegle die Schriften:

Sie setzen Ihre Siegel daneben und versehen das Packet mit der Aufschrift, daß es mein Eigenthum enthalte und mir sofort auszuhändigen sei. Wollen Sie? Sie können unbedenklich — es sind politische Dinge, die mit Religion und Kirche nichts zu schaffen haben . . ."

„Ich verspreche Ihnen, was Sie von mir fordern."

„Auf Manneswort? Trotz Ordensgelübde und geistlichem Gehorsam?"

„Auf Manneswort!"

Beide reichten sich die Hand; in wenig Augenblicken war die Vollmar'sche Schrift mit Umschlag, Siegeln und der gewünschten Aufschrift versehen. Pater Malaspina nahm das Packet in Empfang und ging, trotz seines Widerspruchs von Biener bis an die unten wartende Sänfte mit den Maulthieren begleitet. Der Kanzler hatte Mantel, Hut und Degen ergriffen und erklärte, die Dämmerung noch zu einem Spaziergange benützen zu wollen. Förmlich nahmen Beide von einander Abschied, denn die Treiber der Thiere standen mit gezogenen Hüten daneben, und Frau Sepha ließ es sich auch nicht nehmen, dem hochwürdigen Besuche durch unterthänige Knixe ihre Ehrerbietung zu beweisen.

Bald trabten die Mäuler davon; der Kanzler aber schritt den Bergpfad hinan, welcher sich unter stattlichen Nußbäumen die Anhöhe hinter dem Büchsenhause emporschlängelte. Unter einem derselben war ein Ruheplatz angebracht, auf welchem die von den Almen abtragenden Sennen die schweren Rückkörbe aufstützen und im Anlehnen etwas ausathmen konnten. Dort hielt er an und sah in das dunkelnde Thal und auf die schwarze Häusermasse der Stadt hinab, deren Fenster hie und da sich beleuchteten. Seine Seele war ruhig und still geworden, wie die Nacht, und er sah es ohne Erregung, daß auf dem Landwege von Mühlau her eine lange Reihe unruhiger Lichter sich fort=

bewegte. Es waren die Fackeln der von der Wasserfahrt zurückkehrenden Herzogin und ihrer Cavalcade. Im Gespräche mit Malaspina war es ihm vollends klar geworden; noch war seine Rolle nicht zu Ende gespielt in diesem Lande!

— — — Inzwischen war der schöne Sommernachmittag in dem nahen Dorfe Mühlau weit fröhlicher und lauter dahingerauscht. Es war Sanct Bartholomä, ein halber oder Bauernfeiertag, und die Andächtigen ließen es nicht fehlen, nachdem sie in der hochgelegenen Kirche den Rosenkranz gebetet und auch mit einem scheuen Seitenblicke ein paar Vaterunser nach dem nahen verödeten Pestfreihofe hinübergeschickt hatten, auch auf leibliche Erquickung bedacht zu sein. Vor dem Wirthshause des Zapflers Sauerwein war eine ziemliche Anzahl von Landleuten jedes Geschlechts und Alters versammelt, und ein hübsches, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen hatte vollauf zu thun, hin und wieder laufend ihrem Zurufe zu folgen und die hohen Kelchgeschirre mit dem rothen Bozner Weine zu füllen. Die Bauern saßen unter einigen weitschattenden Linden und wilden Kastanienbäumen, auf ungeschlachten Bretterbänken um ein paar lange schmale Tische gedrängt. Etwas seitwärts an den zur Hausthüre emporführenden Stufen hatte ein junger Bursche Platz gefunden, dessen Tracht von jener der Landleute vollständig abwich, und der sich auch mehr als mit dem Glase mit der Cither beschäftigte, die vor ihm auf der Mauerbrüstung lag. Er trug ein zierliches braunes Wamms, dessen weite Bauschen bis an den halben Schenkel herabreichten und mit weißen Puffen besetzt waren. Das kleine, rund aufgekrämpte Hütchen und die bis an die Knöchel zugeschnürten Stiefelchen am Fuße ließen den Läufer erkennen, und die weißrothe Armschleife zeigte, daß er zur Dienerschaft der Herzogin gehörte. Er spielte einige lustige Weisen, wie sie zu

den Volkstänzen des Thales üblich waren, und die auch ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlten. Zum Beweise ließ sich abwechselnd Händeklatschen oder Fußstampfen vernehmen, womit die Erregteren derselben in die Melodie begleitend einstimmten. Manchmal dröhnte auch der Knall eines Schusses oder der Schlag einer losschnellenden Armbrustsehne darein, denn etwas seitwärts an der Rückseite des Hauses war ein Schießstand angebracht, von welchem aus Einige mit Stahl oder Büchse Glück und Geschick an ein paar weißen Brettern erprobten, die am Rande einer gemach aufsteigenden Bergwiese als Scheiben aufgestellt waren. Die Büchsenschützen bestanden meist aus Bauern, welche die schweren Rohre so fertig in den Gabeln aufzulegen und so sicher loszubrennen wußten, daß man ihnen die in den vielfachen Kriegsläufen und auf der heimathlichen Gemsjagd erworbene Geschicklichkeit wohl anmerkte. Die Stahlschützen waren zum größten Theile Bürger und Gewerbsleute aus Innsbruck, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit Handierer genannt. Das schöne Wetter und der halbe Feiertag hatten sie bewogen, die Werkstatt feiern zu lassen und einen Spaziergang zu machen. Ihnen war es eine nicht minder willkommene Gelegenheit, ihre Wehrhaftigkeit zu üben; auch der neu angehende Schmiedemeister an der Innbrücke befand sich darunter.

Dem jungen Citherspieler war es aber nicht darum zu thun, sich den Beifall der trinkenden Bauern oder der Handierer zu erwerben; aller Ausdruck und alle Empfindung, die er aus den zwölf Drahtsaiten hervorzulocken wußte, galt dem hübschen Schenkmädchen. Er lud sie ein, sich des bessern Zuhörens wegen neben ihn auf die Stufeneinfassung zu setzen, und wenn ihr Geschäft sie abrief, vermochte er nicht, die Augen von ihr abzuwenden, und folgte mit glänzendem Blicke jeder ihrer Bewegungen, wenn sie sich mit dem gefüllten Humpen durch die Reihen der Gäste

drängte und hie und da einem ihr Zutrinkenden mit zierlichem Nippen Bescheid that. Es war dem schmucken Läufer auch nicht zu verargen, denn das Mädchen war eine anmuthige Gestalt, schlank, und, ihrer Jugend ungeachtet von angenehmer Fülle und Rundung. Es war eine hübsche Erscheinung, wenn sie abgewendet stand, wenn die langen blonden Zöpfe über das schwarze Mieder bis an die Hüften hinabhingen, und sie den runden Arm mit dem kurzen Hemdärmel empor hielt, um einen Becher über den Tisch hinüber zu reichen. Wendete sie sich vollends um, so mochte wohl einem Gesetzteren warm um's Herz werden, wenn er das frische rosige Angesicht und das üppige blonde Haar sah, und wenn er vollends den braunen Augen und dem glänzenden Feuer begegnete, das darin sogar etwas zu lebhaft loderte.

Der Läufer mit seiner Cither war übrigens nicht der Einzige, dessen Blicke von dem Schenkmädchen angezogen wurden. Diesem schräg gegenüber hatte ein anderer Gast sich ein leeres Faß in den Baumschatten neben die Bauern gerollt und verfolgt von diesem Sitze aus das Mädchen mit ebenso begehrlichen Blicken, als er die unverkennbare Annäherung und Bewerbung des Citherspielers mit Ingrimm beobachtete. Es war eine schmächtige Gestalt in feiner Tracht, deren Goldbesatz am Koller und an den Aermeln erkennen ließ, daß er im Dienste eines reichen Herrn stehen mußte. Wer ihn nicht genauer betrachtete, hätte in dem behäbigen Manne kaum jenen abgerissenen welschen Gesellen erkannt, der bei Einweihung der Porta Claudia im Scharnitzerthale mit knapper Noth der Mißhandlung und der Strafe entgangen war.

Allgemach ließ das Drängen der Gäste nach; der erste Durst war gestillt, und das Mädchen fand Zeit sich etwas auszuruhen. Der Läufer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sie in seine Nähe zu locken; er begann das Vor=

spiel eines bekannten Liedes vom Gemsjäger, der Nachts an der Almhütte Einlaß verlangt, von der stolzen Sennerin aber verspottet und nicht eingelassen wird. Das Mädchen setzte sich auf den Absatz der Stiegeneinfassung neben den Burschen und nickte ihm freundlich lächelnd zu, so daß er ermuntert und angefrischt mit klarer Stimme ansetzte und selber das Lied zu singen begann:

Ein lust'ger Jäger,
Ein lebfrischer Bue,
Der pürscht sich am Abend
Auf d' Almhütten zue!

Der gewöhnliche Jodler folgte, von einigen Bauern verstärkt, welche die Lust, einzustimmen, nicht unterdrücken konnten. Auch das Mädchen nickte und summte lächelnd, und doppelt munter fuhr der Sänger fort:

Das Feu'r in der Hütten
Das sieht man in der Fern,
Da hat ihn die Senn'rin
Schon juchezen hör'n!

Und wie er in d' Näh' kommt,
Is d' Hüttenthür zue.
Da steht er und . . .

„Per Dio," schrie der Welsche herüber und klingte so laut als möglich an seinen leeren Becher, um Spiel und Gesang zu unterbrechen, „wie lang' soll ik sitzen und warten über den canto rustico?"

Das Mädchen war eilig aufgesprungen, holte Marello's Glas und setzte es gefüllt wieder vor ihm hin. Der Läufer war augenblicklich verstummt und machte sich an seiner Cither zu schaffen, um die Röthe der Beschämung und des Unwillens zu verbergen, welche die Kühnheit des Fremden ihm in's Angesicht jagte. Die niedergebeugte Haltung hinderte ihn aber nicht, das Mädchen wie den Italiener im Auge zu behalten. Dieser schlang ihr rasch und keck den

Arm um die Hüfte und zog sie an sich, daß sie beinahe auf sein Knie zu sitzen kam. Sie machte zwar eine Bewegung, als wollte sie es nicht dulden und sich von seiner Umarmung, losmachen, allein die geringe Kraft, womit sie es that, und ihr Lachen verriethen, das ihr die kühne Liebkosung nicht unwillkommen war. „Ah bleiben auk bei mir, schöne Lisetta!“ sagte er. „Wenn Du sein so groß' amica del canto, wollen ik Dir singen una serenata alla chitarra, wie es sein Brauk in mein' Vaterland, in bellissima Roma! Kein Lied von Jäger und Bauer,“ setzte er leiser und nur ihr verständlich hinzu, „ma, wie es sik schicken für bellissima Lisetta, una canzonetta d'amore — ein Liebeslied!“

Die Landleute hatten die Unterbrechung ebenfalls mit Unlust bemerkt, aber das entschlossene und rücksichtslose Benehmen des Welschen hatte etwas, was die einfachen Leute einschüchterte. Sie steckten die Köpfe zusammen, rückten ihre Gläser und sprachen unter sich, anscheinend ohne alle Aufmerksamkeit für das, was zwischen Lisel und dem Italiener vorging. Desto emsiger flogen die Blicke des Läufers nach dem Paare hinüber, und es entging ihm nicht, daß das Mädchen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf das Liebesgeflüster des Welschen horchte, dessen gebrochene Sprechweise sie zugleich belustigte und anzog. Haltung und Ausdruck wurden immer drohender und gereizter, und es wäre wohl zu einem eifersüchtigen Ausbruche gekommen, wenn nicht der Hufschlag rasch heransprengender Pferde die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen hätte. Auch Lise sprang neugierig auf und stellte sich auf die Eingangsstufen des Hauses, um die Ankommenden besser sehen zu können.

Es war ein stattlicher Zug von zehn bis zwölf Reitern, alle auf hübschen, schön gezäumten Pferden, in reicher ritterlicher Tracht, mit wehenden und nickenden Büschen

und Federn auf den emporgekrämpten spanischen Hüten. Lachend und plaudernd kamen die Herren herangesprengt, hinter sich einen Troß von Dienern mit Büchsen, Spießen, Hörnern und einigen Koppeln schöner Hunde, die lustig durch einander bellten. In einiger Entfernung kam ein Karren nachgefahren, mit Tannenreisig bedeckt, unter welchem hie und da die Läufe und Krückeln einiger Gemsen hervorsahen und, wenn noch ein Zweifel gewesen wäre, den Zuschauern verriethen, daß der fröhliche Zug vom Waidmannswerke zurückkam.

Die Reiter hielten auf der etwas weiter unten vorbeiführenden Straße vor dem Eingangsthore einer hohen Umfassungsmauer, über welche Giebel und Thürme eines adeligen Ansitzes herübersahen. Die Cavaliere stiegen ab, warfen den Dienern die Zügel zu und traten in den Hofraum, von einem ältlichen Manne in gleicher Tracht bewillkommnet, während die Jäger die runden weiten Hörner von Brust und Schulter nahmen und sie mit einer Fanfare begleiteten.

Die Landleute waren zum Theil aufgestanden und sahen sich Reiter, Pferde und Jagdbeute aus der Ferne an, indem sie sich in Vermuthungen über Namen und Personen und über den Ort ergingen, wo das Jagen abgehalten worden sein könne. „Das wollen ik Euk sagen, Ihr Leut'," sagte Marello geschäftig, indem er sich unter sie mischte. „Der alte Signor, der hat empfangen die cavalieri, das ist der Herr Luigi von Madruzz; ihm gehören der Ansitz; er hat geladen ein die Signori zur Jagd und zur Tafel. Sono tutti . . . sein Alle vornehm' und reike Nobili . . . ik kennen sie Alle, weil ik sein del servizio von ein' von die cavalieri . . ."

„Reich müssen sie wohl sein, das sieht man aus Allem!" sagte ein Bauer, nachdem die Jagdgesellschaft im Hofe und Hause verschwunden war, und die Gäste des

Zapflers wieder ihre Plätze eingenommen hatten. „Und der Herr von Madruzz muß auch mehr Thaler haben, als Unsereiner Kreuzer, denn es sind noch mehr Gäst' in dem Ansitz, als die Jäger. Ich hab' erst nit d'rauf geachtet, aber es ist schon Einer um den Andern zu Fuß und zu Pferd von 'Spruck hergekommen, und wenn man an die Fenster hinüberschaut, sieht man alle Augenblick ein anderes Gesicht ... da sind ja schier mehr Leut' bei einander, als weiland wenn der Erzherzog Leopold selig zum Jagen ausgezogen ist . . ."

Der Italiener lächelte pfiffig und blinzte mit den Augen. „Wer weiß," sagte er, „ob nicht beim Wein wird gesprochen von andere cose und von una casciatura tutt' altera, als auf Gemſ' und Steinbock . . . der Zeit sein sehr wiktig, und gehen in Land und Hoff groß immutazione vor, große Veränderung . . ."

„Das haben wir auch schon gehört," sagte der Bauer, „aber man erfährt niemals das Rechte nit. Ist es wahr, daß der oberste Kanzler gefangen liegt in Ketten und Banden, und daß ihm der Halsproceß gemacht wird? Ist das wahr, und was hat denn der Herr verbrochen?"

„Es ist wahr," entgegnete Marello, vorsichtig herumblickend, „wahr und nicht wahr, aber was noch ist nix, kann noch geschehen. Der oberste cancellario sein abgesetzt, und werden ihm gemaken der Proceß — é un scelerato . . . er sein ein Verbrecher, und wird nix fehlen, zu kommen in Ketten und Banden . . ."

„Und warum hernach?" fragte ein Anderer. „Was hat der Herr verbrochen? Ich mein' doch, ich hab' all' mein' Tag' nur Lieb's und Gut's von ihm gehört! Ist's nicht Selbiger, der schon bei Erzherzog Leopold selig Kanzler gewesen ist?"

„Woltern muß's Selbiger sein!" bestätigte der Nachbar, der zuerst gesprochen hatte. „Der Herr Biener, der

dazumal sich um die Landmänner und um die Stadt so angenommen hat — Ihr wißt es ja, dazumal auf dem Sterzinger Landtag!"

„Freilich wissen wir das!" riefen die Bauern durcheinander.

„D'rum ist's zu verwundern, wie der richtige und christliche Herr Biener soll auf einmal ein solcher Schelm geworden sein. Red' also, Wällischer, weil Du doch so siebengescheid thust, ruck' heraus mit der Farb' und sag', was der Herr Biener verbrochen haben soll?"

Marello rückte mit dem Nicken des Einverständnisses den Bauern näher und sagte: „Das weiß ik Alles . . . ik weiß, der Cancellario sein gewesen ein riktig und christlich Mann . . . ma, er sein es nix mehr . . . und wenn Ihr werden haben gehört sein Verbreken, Ihr werden sein nix verwundert . . . Der Cancellario," fuhr er noch leiser und mit der Geberde eines Menschen fort, der ein wichtiges Geheimniß im tiefsten Vertrauen mittheilt, „sein heimlik ein Lutherano . . . er wollen maken abtrünnig der ganze Land von santa chiesa cattolica . . ."

Die Bauern sahen verduzt den Italiener und sich selber an.

„Er sein inamorato," setzte dieser hinzu, „verliebt in Herzogin Claudia — er wollen ihr heirathen und werden il principe von Tirol . . ."

„Halt's Maul, Lugenbeutel," rief der erstere Bauer grob, „dcs ist zu viel auf einmal! Für so dumm mußt uns Tiroler doch nit halten, daß Du uns solche Bären aufbinden willst!"

„Ma, es sein Alles wahr," betheuerte Marello, „ik sein in Diensten von ein' grand Signor von Hoff — ik sein il suo camerario, sein confidente, und erfahren Alles von ihm . . ."

„Und ich sage," rief plötzlich eine starke Stimme da=

zwischen, „es ist Alles nicht wahr und nichts als welsche Lug' und Erfindung!“ Es war der junge Läufer, dem die Gelegenheit willkommen war, mit seinem Nebenbuhler anzubinden. „Ich trag' den Rock der Frau Herzogin, und daß ich ihn trag', verdank' ich dem Herrn Kanzler Biener — er hat sich um mich angenommen, damit ich meine alte Mutter ernähren kann, und weil der Vater von den Schweden ist erschossen worden d'rinnen in der Scharnitz! Ich weiß nichts von den Heimlichkeiten, die passiren und hin und wieder getragen werden in der Burg — aber das weiß ich, daß das nit wahr ist! Daß der Kanzler kein Gefangener ist, sondern frei und wohlbehalten im Büchsenhaus wohnt! Daß es bald an den Tag kommen wird, daß er unschuldig ist! Das sag' ich und das behaupt' ich — und wer meiner Herzogin 'was Unrechtes nachsagt oder meinem Gutthäter, der hat's mit mir zu thun!“

„Das ist ganz recht von Dir,“ sagte der Bauer, „das gefallt mir von Dir, Franz, daß Du Dich um Deinen Brotherrn und Deinen guten Freund so annimmst ... aber damit, daß Du sagst, es ist nit wahr, ist nit mehr gethan, als mit der Red' von dem Wellischen, daß es nit so ist. Du bist ein Freund zum Kanzler ...“

„Der bin ich,“ rief Franz, „und leugn' es nicht! Aber der da ist sein Feind, und ich will ihn dazu bringen, daß er es auch eingestehen muß!“

„Ik ein Feind von dem Cancellario?“ sagte Marello, der sich den Anschein gab, als beachte er den Läufer gar nicht, und spöttisch mit den Achseln zuckte. „Ik erzähle nur von ihm, was Jedermann weiß. Er sein nit der Erste, der haben cominciato als ein braver Mann und haben geendet als ein scelerato! Ik bedaure ihn!“

„Hund von einem Kerl!“ schrie Franz und hatte im Sprunge den Welschen mit beiden Fäusten an der Gurgel

gepackt. „Du willst Dich unterstehen, einen solchen Herrn zu bedauern? Du sollst unter meinen Händen hin werden!"

Marello konnte nichts erwidern; er keuchte nur und suchte sich gewaltsam von des Läufers Händen frei zu machen. Die Bauern mengten sich darein und hatten bald Beide auseinander gerissen und hielten sie getrennt. Auch Marello's Zorn war erwacht, und er hätte sich, wenn er frei gewesen wäre, auf den Läufer gestürzt, wie dieser auf ihn. Das Geschrei und Gedräng rief auch einige von den Schützen und den Zapfler herbei, der sich an den Läufer machte und ihn ausschallt. „Du bist mir ein sauberer Vetter, Franz," sagte er, „Du machst dem Namen Sauerwein Unehr' und bringst meine Zapflerei in's Geschrei, wenn Du mir Händel anfängst . . ." Dieser rief und gesticulirte dagegen und war nur mit Mühe aus der Nähe Marello's wegzubringen. Die Bürger hatten sich inzwischen um den Grund des Zwistes erkundigt und nahmen an der Beendigung Theil. „Man muß eben abwarten," sagte der Schmied Würdinger, „was geschieht und was herauskommt. Alleweil ist's nicht zu glauben, daß der Kanzler sich so weit vergessen sollt' . . . ich hab' Gelegenheit gehabt, allerhand von ihm zu sehen und zu hören, was nicht darnach aussieht . . ."

„Ich weiß aber doch nit," sagte ein anderer Bürger, welchen die blauschwarz gefärbten Hände als einen Handschuhmacher bezeichneten, „ob es so ganz ohne ist. Es ist schon oft allerlei Gered' gegangen von dem Kanzler und von der Frau Claudia . . . ich mein', ich hätt' erst neulich irgendwo sogar einen Reim gehört, der sie angeht . . ."

„Ja," rief der Bauer, „ein solcher Reim geht herum — ich hab' auch gehört davon, weiß ihn aber nicht mehr recht . . . Aber halt, da fällt mir ein, daß ich vorhin den Sixtenbauer von Pradel, den krummnasigen, drüben am Schießstand gesehen hab' . . . der weiß den Reim, der ist

dabei gewesen, wie die Scharnitzer Klausen ist eingeweiht worden, und hat selbigesmal den Reim von einem Burschen gehört, der derentwegen gefänglich ist ein'zogen worden! Ich hol' ihn her . . ."

„Dergleichen ist nicht gut nachsagen," rief der Schmied, „aber wir können ja gleich dahinter kommen, was an der Sache ist. Der Welsche soll sagen, richtig und genau sagen, was er weiß und wer sein Herr ist, von dem er Alles weiß . . ."

Man stimmte bei und sah sich nach Marello um; dieser aber hatte einen unbeachteten Augenblick benützt und war verschwunden. Er wollte nicht dem Sixtenbauern begegnen, der ihn von der Scharnitz her erkennen konnte. „Das ist verdächtig," sagte der Schmied, „das sieht fast aus, als wenn er sich aus dem Staub gemacht hätte! Vielleicht ist 'was daran, daß es heißt, die ganze Anklag' gegen den Kanzler sei von den Welschen erfunden und angestellt, weil er sie nichts gelten läßt, und sie gern die Oberhand haben möchten im Regiment!"

„Selbiges ist wohl möglich," sagte der Bauer, „'s ist ja auch ein Wellischer gewesen! Wollen wir's halt erwarten! Mit dem Lutherischmachen und mit dem Herzogwerden hat's wohl auch keine Gefahr, das geschieht nit so über Nacht, und da gehören überall Zwei dazu — da muß man uns Tiroler auch erst ein Wörtel mitreden lassen — und wann's wirklich so wär', und wann sich der Kanzler so weit verstiegen und vergessen hat . . . dann wollen wir auch nichts mehr von ihm wissen, dann soll ihm geschehen, was ihm von Gottes und Rechts wegen gehört!"

Die Bauern kehrten zu ihren Sitzen zurück: die entfernter Wohnenden schickten sich zum Heimweg an, und die Innsbrucker Gäste machten sich daran, ihr Schießzeug zu ordnen und ihre Neigen zu leeren. Auch der Läufer nahm an der Thüre, vom Vetter Zapfler und am Fuße

der Stufen von Lise Abschied, die seinen Unwillen mit doppelt freundlichem Lächeln beschwichtigen wollte. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß sie ihm die Hand zum Einschlagen hinhielt: mit beiden Händen drückte er das Krämphütchen auf den Lockenkopf und rief: „Fahr' nur so fort, Lise! Bist auf dem rechten Weg! Laß Dir nur von dem welschen Lügner was vorplauschen, dann wirst an mich denken, daß der Hochmuth vor dem Fall kommt!" Damit schritt er eilig weiter: das Mädchen sah ihm eine Secunde etwas betroffen nach, als wenn sie ihn zurückrufen wollte; dann drehte sie sich auf dem Absatze um, schlug ein Schnippchen und sprang ins Haus hinein. „Der einbilderische Griesgram!" lachte sie vor sich hin. „Er wird schon wieder gut werden!"

— In dem Ansitze des Herrn von Madruzz gegenüber ging es indessen schon sehr vergnügt und rauschend her. Im obern Stockwerke befand sich ein nicht eben hoher, aber desto längerer Saal, an dessen Wänden die geschnitzten Köpfe von Hirschen, Rehen, Gemsen oder Steinböcken mit allerlei durch Größe oder besondere Gestalt ausgezeichneten Geweihen, Krückeln und Hörnern angebracht waren und erkennen ließen, daß der Besitzer ein besonderer Verehrer des edlen Waidwerks war. An jedem Kopfe befand sich ein Schildchen und darauf der Standort des Thieres, sowie die Zeit seiner Erlegung und der Name des glücklichen Schützen verzeichnet, dessen Kugel oder Bolz es erreicht hatte. An der untern Wand, so hoch mit den Schultern reichen konnte, lief starkes Getäfel von Eichenholz herum, und oberhalb des Gesimses stieg solches Schnitzwerk, Baumzweige und Tannenäste vorstellend, an die flach gewölbte Decke empor. Die dunklen Schnitzereien bildeten auf dem hellen Grunde eine Art durchbrochenen Laubdachs und vereinigten sich in der Mitte zu einem Kranze, aus welchem ein breiter Kronleuchter an grüner Schnur her-

unterhing, zierlich geformt und zusammengestellt ans gehören und Gewaff von allerlei Haar- und Federwild.

An der schweren eichnen Tafel, welche sich schmal durch den Saal zog und die gespreizten, in Klauenform auslaufenden Füße unter den Fransen des weit herabhängenden glänzend weißen Tuchs nur wenig vorstrecken konnte, saß eine bunte Reihe von etwa dreißig jüngern und ältern Männern in reicher adeliger Tracht. Der Sammet oder Taffet der Koller glänzte in allen Farben, noch gehoben durch den Schimmer von Stickereien aus Gold, Silber und Seide mit künstlich eingewebtem Edelstein. Die Mäntel und Hüte waren abgelegt und hingen nebst den losgegürteten Wehrgehängen und Stoßdegen an den Zinken und Zacken der Thierköpfe der Wände in bunter Ordnung durcheinander. Die Tafel war zu einer Mahlzeit gedeckt, die aber noch nicht begonnen hatte; dagegen ließen die reichlich aufgestellten Becher und Flaschen erkennen, daß man mit dem Trinken nicht so lange zugewartet hatte. Der Wein fing auch bereits an, seine Wirkung zu äußern, denn auf allen Seiten erscholl Plaudern und Lachen so lebhaft durch einander, daß es ein lärmendes Gewirr bildete, in welchem die einzelnen Stimmen und Worte verschwammen. Doch ließ der Grundton der Sprachlaute nicht verkennen, daß die südlich weichen italienischen Klänge die Oberhand hatten, wie auch Schnitt und Farbe der Gesichter, des Haares und der Bärte zeigten, daß die meisten der Anwesenden nicht das deutsche Tirol ihre Heimath nannten.

In der Nähe der Thüre, an dem hohen thurmhaften Ofen standen Zwei von der Gesellschaft und benützten die allgemeine Achtlosigkeit zu einem flüchtigen Gespräche. „Also ist Alles eingeleitet und vorbereitet, daß man sich darauf verlassen kann? Sie sind einverstanden?" fragte der Eine, ein kräftiger Mann mit schwarzem, kurzge-

schornem Haupthaare und gleichem Vollbarte, in dunkelbraunem Wams, von welchem sich eine mächtige, breit gegliederte Kette mit goldener Schaumünze glänzend abhob.

„Alle, alle!“ erwiderte der Andere, eine gleich große aber etwas breitere Gestalt mit lang herabwallendem blondem Haare und spitz zugestutztem Kinnbarte von selber, in's Röthliche spielender Farbe. Er trug ein Wams von lichtgrünem Camelot, mit Puffen und Schlitzärmeln von purpurrothem Taffet, und eine gedrehte Silberschnur um den Nacken, an welcher ein kleines silbernes Hüfthorn hing. „Es bleibt bei der Abrede, Serbelloni — wir deutschen Landmänner vom Herren und Ritterstande stimmen mit Euch: Ihr Welschen sollt nicht mehr anders angelegt und besteuert werden, als wie die alte Erbeinigung es vorschreibt. Es ist zwar gegen unsern Vortheil, denn was dadurch ausfällt, muß Tirol aufbringen — aber uns Adelige trifft es nicht zu schwer, dafür soll schon gesorgt werden, und den Bürgern und Bauern schadet es nicht, wenn sie ein bischen mehr ausblechen müssen. Sie sind übermüthig genug. Dafür stimmt Ihr Herren mit uns und helft, das Regiment zu ändern und vor Allem den Kanzler zu beseitigen, der dem ganzen Adel ein Dorn im Auge ist . . .“

„Und habt Ihr auch die nöthigen Vorkehrungen getroffen, Herr von Pideneck?“ begann der Welsche wieder. „Ihr wißt, daß im Landtage nicht einzeln, sondern nach Ständen gestimmt wird: wir Trientiner und Brixener sind geschlossen und einig — seid Ihr es auch? Ist nicht im letzten Augenblicke noch Widerstand zu fürchten?“

„Seid unbesorgt,“ entgegnete Pideneck, „es mögen im Ganzen zweihundert adelige Landmänner aufgerufen werden, die zu ihren Jahren gekommen sind — unser sind wenigstens hundert und zwanzig, also die Mehrzahl.

Auch wir halten zusammen wie Stahl und Eisen, und die Andern müssen sichs gefallen lassen, sie sind überstimmt!“

„Nur vergeßt auch die aus den Städten nicht! Auf die Prälaten können wir uns verlassen, die stehen zu uns, wenn versprochen wird, daß in Tirol und in den Bisthümern keine andere Religion geduldet wird, als die katholische — aber mit ihnen machen wir erst zwei Stimmen und stehen noch den Städtern und den Bauern gegenüber. Roveredo und Arco halten zu uns, vielleicht auch Bozen ... wenn Ihr auch die eine oder andere Stadt gewinnen und Zwiespalt unter die Handierer bringen könntet, dann hätten wir gewonnenes Spiel!“

„Auch daran haben wir gedacht!“ rief der Pidenecker lachend. „Wir haben schon seit einiger Zeit allerlei Leute ausgeschickt, daß sie die Bürger und auch die Bauern bearbeiten, und das wird hoffentlich auch seine Früchte tragen Ich habe gute Nachrichten, und wenn man's nicht an Geld fehlen läßt, kann man Dinge ausrichten, die ein Anderer für unmöglich hält. Auch unter den hohen Beamten ...“

„Still,“ unterbrach Serbelloni, „der Hausherr erhebt sich ... wir reden später weiter!“

In der That hatte sich Herr von Madruzz erhoben und rief über die Tafel hin: „Ich glaube, wir haben lang' genug zugewartet, meine edlen Herren — es kommen keine Gäste mehr, also nehmen Sie mit einem einfachen Jägermahle, wie bedungen wurde, fürlieb. Zuvor aber erlauben Sie, daß ich der Gesinnung aller Anwesenden einen gemeinsamen Ausdruck zu geben versuche! Stoßen Sie an und trinken Sie mit mir — auf die Eintracht der deutschen und der italienischen Ritterschaft! Auf daß sie florire, prosperire und perennire! Sie lebe — hoch!“

Die Gesellschaft drängte sich an den Tisch, und unter lautem stürmischem Hochrufe klangen und klirrten die Gläser und Becher an einander. Tumultuarisch nahm Alles Platz, und die Gasterei begann, ziemlich reichlich, aber doch in einer gewissen Einförmigkeit, denn die Speisen bestanden alle aus Wild, von Gemsrücken, Rehziemer und Eberkeule bis zum Hasen, Fasan und Rebhuhn. Die Bereitung war minder fein als würzig und darauf berechnet, den erhitzten Gaumen und Kehlen den Wein noch besser munden und strömen zu machen. Daran fehlte es denn auch nicht, und es währte nicht lange, so wurden die Köpfe immer heißer und die Zungen immer beredter. Pideneck war neben Serbelloni zu sitzen gekommen; Beide klingten häufig mit beredtem Augenwinken mit den Gläsern an und unterhielten sich dazwischen hinein damit, daß sie sich die Namen der Gäste nannten. Es waren darunter viele der ersten tirolischen und welschen Geschlechter vertreten, und neben den Capri, Agostini, Madron und Ceschi ließen die Künigl, Königseck, Warth und Wolkenstein sich nicht vermissen. —

An dem untern Ende der Tafel, wo mehrere welsche Herren unter sich beisammen saßen, begann es allgemach sehr lebhaft zu werden. Ein hagerer ältlicher Mann, dessen Haar schon stark mit Grau gesprengt war, mochte dem starken Weine über Gewohnheit und Gebühr zugesprochen haben; er glühte im Gesicht und redete mit immer lauterer Stimme in seine Nachbarn hinein, die sich vergebens bemühten, ihn zu beruhigen und abzuhalten. „Trink' nicht mehr, Bocciclave," sagte der Eine und wollte ihm den Pokal wegrücken, nach welchem er eben wieder die Hand ausstreckte. Dieser aber stieß die Hand zurück, ergriff den Becher und schrie mit voller Stimme, daß es durch den ganzen Saal schallte: „Wer will mir wehren, einen Trinkspruch auszubringen? Ich will nicht hinter dem Berge

halten -- ich will es sagen, wie ich mir's denke! Stoßt an, wer edles italienisches Blut in den Adern hat ... Evviva il Trento libero! Abasso l'Austria! Evviva Trento!“

Er wollte noch mehr sagen, aber seine Nachbarn rissen ihn auf den Stuhl zurück und zwangen ihn gewaltsam, zu schweigen. „Still doch!“ raunten sie ihm zu. „Still, wenn Du nicht Alles verderben willst! Die Deutschen dürfen noch nicht wissen, was wir im Sinne haben — still, sonst richtest Du uns Alle zu Grunde!“

Der Betrunkene lallte und nickte; seine Umgebung gab sich den Anschein, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, dennoch war der Trinkspruch einigen tirolischen Herren am obern Ende der Tafel nicht entgangen. Der Hausherr Luigi von Madruzz übersah es nicht, daß sich ihre Mienen verdüsterten, und daß sie bedenklich flüsternd die Köpfe zusammensteckten. „Kehren Sie sich nicht daran,“ rief er ihnen zu, „was der tolle Hitzkopf im Rausche daherschwätzt! Der Wein hat ihm den Sinn verwirrt, er weiß nicht, was er redet! Soll das Geschwätz eines Trunkenen das gute Einverständniß stören und das Vertrauen zu unserer Aufrichtigkeit untergraben?“ Die Deutschen schwankten und meinten wohl, eine solche Aeußerung sei doch gar zu auffallend, als daß man sie blos dem Weine auf die Rechnung schreiben könne — das zeige, daß die welschen Herren mit Hintergedanken sich herumtrügen, dann sollten sie sich auch nicht scheuen, offen damit herauszurücken. Erneutes beschwichtigendes Zureden des Hauswirths wechselte mit ärgerlichen Gegenreden, und es war noch sehr unentschieden, ob das frühere gute Vernehmen wiederkehren werde, als Geräusch von Stimmen und Schritten von der Stiege her die Verhandlungen unterbrach.

Es kamen noch späte, unvermuthete Gäste, denen Madruzz entgegen gehen mußte, sie zu begrüßen.

„Wir wollen doch auf der Hut sein!“ sagte der Wolkensteiner leise zu Königseck. „Die Welschen spielen falsch: ich traue ihnen nicht mehr!“

„Einverstanden,“ erwiderte Königseck ebenso, „wir wollen sie scharf im Auge haben! Es hat mir ohnehin von Anfang an nicht gefallen, daß wir uns so tief mit ihnen eingelassen — sie drängen sich überall ein, wie das Wasser durch die Ritzen, und wenn wir uns nicht versehen, haben sie uns überflügelt, eh' man die Hand umdreht!“

Jetzt trat Madruzz mit einem Manne in einer dunkeln Mönchskutte ein, hinter ihnen kam Marello und blieb ehrerbietig an der Thüre stehen. „Wir bekommen da noch frommen Zuspruch, meine edlen Herrn!“ rief Madruzz der verwunderten Versammlung zu. „Der Ehrwürdige hier meint, wir wären gerade in der rechten Stimmung, einen erbaulichen Sermon anzuhören!“

Lautes Gelächter war die Antwort. „Hinaus mit ihm!“ riefen die Einen. „Der Ehrwürdige muß den Wein gerochen haben!“ die Andern. „Gebt ihm einem Becher, er soll uns verschonen mit seinem Sermon!“

Der Mönch ließ sich das nicht zweimal sagen; ohne Umstände nahm er dem zunächst Sitzenden den Becher weg. „Gratias, Ihr Herren,“ rief er, „aber den Sermon kann ich Euch doch nicht erlassen!“ Zugleich schlug er die Kapuze zurück, ließ die Kutte fallen, und allgemeiner lachender Jubelruf begrüßte den Erkannten.

„Per Dio!“ rief Serbelloni, ihn umarmend. Du bist es, Montecuculi! Ein herrlichen Einfall, uns so zu überraschen!“

„Ich bin es!“ sagte der Graf, indem er Marello die Kutte zuwarf und ihm winkte, sich zu entfernen. „Glaubt Ihr, daß ich meine Freunde hier versammelt wissen und es daheim in meinem vier Wänden aushalten könnte? Mein Reitknecht hält statt meiner den Arrest, den mir die

Herzogin dictirt hat — ich aber bin hierher geeilt in dieser Kleidung, in der gewiß Niemand den Obersthofmeister Ihrer Durchlaucht sucht!“

Neues Gelächter begann, Montecuculi setzte sich mit an die Tafel, und das Gelage nahm seinen Verlauf wie zuvor. Nach einiger Zeit erhob sich Montecuculi und rief: „Ich hab' es Euch gesagt, daß ich Euch den Sermon nicht erlassen kann — also fügt Euch in Gottes Namen in Euer Schicksal! Mein Sermon ist kurz: er besteht beinahe aus einem einzigen Wort, und das Wort heißt — Rache! Rache an dem Einen, der unsern gemeinsamen Planen entgegen steht, dem geschwornen Feinde des Adels! Sein Fall ist so gewiß, wie der des im Netze eingefangenen Wildes! Und wenn er es vermöchte, das Netz zu durchbrechen, das über seinem Haupte schon zusammengezogen ist . . . er ist doch unmöglich geworden in seiner jetzigen Stellung — Ihr wißt warum, auch ohne daß ich es ausspreche! Die Hand, die ihn so hoch gehoben und gehalten, sie muß ihn um ihrer selbst willen von sich weisen! Stoßen wir an! Trinken wir auf das Gelingen des Werks — es lebe die Rache!“

Wüst klangen die Becher und Stimmen durch einander und der Abend war schon eingebrochen, als der Jagdzug wieder aufbrach und unter Fackelschein und Hönnerschall der Hauptstadt zusprengte.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Herzogin dictirt hat — ich aber bin hierher geeilt in dieser Kleidung, in der gewiß Niemand den Obersthofmeister Ihrer Durchlaucht sucht!“

Neues Gelächter begann, Montecuculi setzte sich mit an die Tafel, und das Gelage nahm seinen Verlauf wie zuvor. Nach einiger Zeit erhob sich Montecuculi und rief: „Ich hab' es Euch gesagt, daß ich Euch den Sermon nicht erlassen kann — also fügt Euch in Gottes Namen in Euer Schicksal! Mein Sermon ist kurz: er besteht beinahe aus einem einzigen Wort, und das Wort heißt — Rache! Rache an dem Einen, der unsern gemeinsamen Planen entgegen steht, dem geschwornen Feinde des Adels! Sein Fall ist so gewiß, wie der des im Netze eingefangenen Wildes! Und wenn er es vermöchte, das Netz zu durchbrechen, das über seinem Haupte schon zusammengezogen ist . . . er ist doch unmöglich geworden in seiner jetzigen Stellung — Ihr wißt warum, auch ohne daß ich es ausspreche! Die Hand, die ihn so hoch gehoben und gehalten, sie muß ihn um ihrer selbst willen von sich weisen! Stoßen wir an! Trinken wir auf das Gelingen des Werks — es lebe die Rache!“

Wüst klangen die Becher und Stimmen durch einander und der Abend war schon eingebrochen, als der Jagdzug wieder aufbrach und unter Fackelschein und Hönnerschall der Hauptstadt zusprengte.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

Schmid, Hermann

Der Kanzler von Tirol Geschichtlicher Roman

Bd.: 1

Leipzig (1874)